

2 Stand der Forschung und theoretische Einbettung

2.1 Sozialkonstruktivistische, wissenssoziologische und biographie-theoretische Perspektive

Migrantisches Handeln und dessen Auswirkungen auf gesellschaftliche Transformationsprozesse stehen im Zentrum des Forschungsinteresses. Um sich diesem anzunähern, gilt es in der Tradition einer Verstehenden Soziologie (Weber 1921) und einer sozialkonstruktivistisch und phänomenologisch wissenssoziologischen Perspektive (Berger/Luckmann 1969; Schütz 1971, 1972, 1974)⁶, den dem Handeln zugrundeliegenden sozial vermittelten und intersubjektiv konstituierenden Sinn aufdecken. Durch das Verstehen sozialen Handelns und der dieses strukturierenden Regeln können zudem Aussagen über Handlungsverläufe und Veränderungen gemacht werden.

Aus der sozialkonstruktivistischen und wissenssoziologischen Perspektive ist grundlegend, dass Erkenntnis und Wissen sozial geprägt und verankert sind. Jede Interpretation gründet sich auf den vorhandenen tradierten Wissensvorrat und Bedeutungszuschreibungen, sowie auf „einen Vorrat eigener oder uns von Eltern oder Lehrern vermittelter früherer Welterfahrungen, die in der Weise unseres „verfügbaren Wissens“ ein Bezugsschema bilden“ (Schütz 1971: 8). Schütz geht dabei von sozial geprägten Sinndeutungs- und Sinnsetzungsakten aus, d.h. „daß mein Wissen von der Welt nicht privat, sondern von vornherein intersubjektiv oder vergesellschaftlicht ist“ (Schütz 1971:12). Wahrgenommen wird dabei lediglich der Bereich des gesellschaftlichen Wissensvorrats:

„Der Gegenstand ist von vornherein eingebettet in einen Horizont der Vertrautheit und des Bekanntseins (...) Die unangezweiften Vorerfahrungen sind jedoch ebenfalls vom Ansatz her als typische Erfahrungen verfügbar...“ (Schütz 1971: 8).

Der geteilte gesellschaftliche Wissensvorrat macht Intersubjektivität und somit soziale Verstehensprozesse und soziales Handeln erst möglich.

Um dieses gesellschaftlich geteilte Wissen bzw. die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit (Berger/Luckmann 1969) nachzuvollziehen, müssen

⁶ Die phänomenologische Wissenssoziologie nach Alfred Schütz bezieht sich auf die phänomenologische Philosophie nach Edmund Husserl und die Verstehende Soziologie nach Max Weber. Sie entwickelt diese jedoch weiter im Bezug auf die Konstitution und die Intersubjektivität des sozialen Sinns.

SozialforscherInnen an den Sinnsetzung- und Sinndeutungsakten der Handelnden in der Lebenswelt des Alltags ansetzen. Im Alltag entwirft der/die Handelnde auf der Basis des sozial vermittelten Erfahrungswissens eine Typisierung von Situationen und handelt entsprechend (Schütz 1932/1974). Eine Typisierung beinhaltet dabei eine Abstraktion der Situation, in der das Erfahrene mit Aspekten vergangener Erfahrungen in Zusammenhang gebracht wird. Jedes Erfahrungswissen enthält dabei vermitteltes, bzw. sozial abgeleitetes Wissen. Als SozialwissenschaftlerInnen unternehmen wir also ein Verstehen bzw. eine Interpretation zweiter Ordnung über die zugrundeliegenden Interpretationen/Typisierungen der Subjekte in der Alltagswelt.

„Die Konstruktionen, die der Sozialwissenschaftler benutzt, sind daher sozusagen Konstruktionen zweiten Grades; es sind Konstruktionen jener Konstruktionen, die im Sozialfeld von den Handelnden gebildet werden, deren Verhalten der Wissenschaftler beobachtet und in Übereinstimmung mit den Verfahrensregeln seiner Wissenschaft zu erklären sucht“ (Schütz 1971: 7).

Im Unterschied zu NaturwissenschaftlerInnen stehen SozialwissenschaftlerInnen demnach einer vorinterpretierten Welt gegenüber. Diese Annahme der Interpretation der Alltagshandelnden und der wissenschaftlichen Interpretation zweiten Grades verdeutlichen, dass es jeweils um Konstruktionen von Wirklichkeit geht, die sowohl Alltagshandelnde als auch WissenschaftlerInnen immer wieder interaktiv herstellen. Jede Tatsache, so Schütz (1971:5), ist immer eine „interpretierte Tatsache“. Die Aufgabe der SozialwissenschaftlerInnen ist es, die alltäglichen in Interaktion hergestellten und sich prozessual verändernden Verstehensprozesse nachzuvollziehen und damit ein Verstehen „zweiter Ordnung“ zu unternehmen (Schütz 1932/1947). Die Konstruktionen sind jedoch keinesfalls autonom individuell und willkürlich sondern sie basieren auf in der Sozialisation internalisiertem gesellschaftlichen Erfahrungswissen und Diskursen in Kombination mit subjektiven individuellen Erfahrungen, die immer wieder neu in den gesellschaftlichen Wissensvorrat eingebettet werden. Aus diesem Erfahrungswissen erfolgt die Situationsdefinition, die bestimmte Handlungsmöglichkeiten eröffnet andere Handlungsweisen jedoch ausschließt. Da diese subjektive Situationsdefinition sich in der jeweiligen Interaktionssituation konstituiert und von Subjekt zu Subjekt variieren kann, kommt es zu Veränderungen der Situationen und möglicherweise zum sozialen Wandel. Der Raum des sozialen Handelns ist die alltägliche Lebenswelt, an der die Erforschung der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit ansetzen sollte. Um soziales Handeln - in diesem Fall migrantisches Handeln - zu verstehen gilt es daher darum, den Fokus der Untersuchung auf die einzelnen Handlungsabfolgen in der alltäglichen Lebenswelt der MigrantInnen und ihrer Familien zu legen. Der Fokus auf dem Alltagshandeln der „einfachen“ Menschen und der Rekonstruktion ihres Handelns ermöglicht vertiefendere Aussagen zur Migration und zum Transformationsprozess in Kuba sowie zu kulturellen und sozialen Bedeutungen als bspw. Experteninterviews mit MigrationspolitikerInnen.

Eine Biographie gibt Aufschluss über die „Ablagerungen aller vergangenen Erfahrungen des Menschens, die in seinem verfügbaren Wissensvorrat in Form von habitueller Aneignungen organisiert sind“ (Schütz 1971:11). Mit einem Blick auf eine Biographie können also sowohl die vergangenen Erfahrungen, die Deutungen dieser zum damaligen Zeitpunkt und die daraus entstehenden Handlungsmöglichkeiten, als auch die die Aufschichtung der Erfahrungen und die Veränderung der Deutungsmuster rekonstruiert werden. Folglich ist die Biographie kein rein individuelles Produkt sondern eine soziale Konstruktion (Alheit/Dausien 2000; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997), die sowohl die soziale Wirklichkeit der Subjekte schafft, als auch ständig in einer dialektischen Beziehung zwischen der erlebten Lebensgeschichte, Wissensbeständen, Erfahrungen und von der Gesellschaft dargebotenen Mustern affirmiert bzw. transformiert wird (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997: 138). Die Biographie ist somit ein lebensweltlich über Interaktion vermittelter Prozess von wechselseitiger Individuierung und Vergesellschaftung.

In interpretativen biographietheoretischen Ansätzen wird danach gefragt, wie Menschen ihre Biographie in unterschiedlichen kulturellen Kontexten und sozialen Situationen konstruieren und welche Bedingungen, Regeln und Muster eben dieser Konstruktion zu Grunde liegen. Es wird untersucht, in welchen Sinnzusammenhang Individuen ihr Leben bzw. die einzelnen Erlebnisse stellen und wie sie durch ihr Handeln diese interpretierte Wirklichkeit reproduzieren. Diese Interpretation hängt nicht von subjektiven Launen oder bewussten Entscheidungsprozessen ab, sondern davon, in welcher vorinterpretierten Sozialwelt sie sich befinden. Unabhängig, ob sich Individuen von dieser Ordnung abgrenzen oder sich ihr unterordnen, stellen sie stets in ihrem Denken und Handeln Bezüge zu dieser her. Die Biographie bildet somit eine Synthese von Individuum und Gesellschaft heraus. Dieser Doppelaspekt steht schon bei William Isaac Thomas und Florian Znaniecki (1927:1831) der Chicago School - eine der ersten Forscher, die empirisch mit biographischem Quellenmaterial arbeiteten⁷ - im Vordergrund, wenn sie von dem Einzelnen Menschen sprechen als „both a continually producing factor and continually produced result of social evolution“. Eine individuelle Biographie kann der Struktur anderer Biographien gleichen. Sie gibt damit Aufschluss über den sozialen Raum und den Kontext einer Gruppe oder einer Kultur. Durch die Aufdeckung der Sinnsetzungen der Handlungen und der Reinterpretation dieser in den Biographien können allgemeine Aussagen über die sozial geteilte Konstruktion der Wirklichkeit und deren Veränderung gemacht werden, die über den Einzelfall hinausgehen.

Eine sozialkonstruktivistische wissenssoziologische Perspektive impliziert, dass Forschende nicht nur im Forschungsfeld einer vorinterpretierten Welt ge-

⁷ Thomas und Znanieckis empirische Migrationsstudie „The Polish Peasant in Europe and America“ (1918/1920), die die Autobiographie eines polnischen Migranten in den USA umfasst, gilt als eines der Anfangswerke und Bezugspunkte der rekonstruktiven Biographieforschung.

genüberstehen, sondern auch als WissenschaftlerInnen Begriffen, Konzepten und Theorien begegnen, die sie kritisch hinterfragen müssen, denn sie betreten „ein Gebiet vor-geordneten Wissens, den *corpus*“ ihrer Wissenschaft (Schütz 1971: 43). Die Wissenssoziologie sieht „Erkenntnis und Wissen als Produkte sozial vermittelter Bedeutungen, die meist mehr von der Akzeptanz als von der Wahrheit geleitet sind,“ (Tänzler/Knoblauch/Soeffner 2006:7). Norbert Elias sieht WissenschaftlerInnen ebenfalls als an ihre Sozialwelt gebunden und von Interessen der sozialen Gruppe, von der sie ein Teil sind, geprägt, die eine wissenschaftliche Distanzierung von dem zu Beobachtenden kaum ermöglichen.

„Bis jetzt finden sich Sozialwissenschaftler immer von neuem in der Falle eines Dilemmas gefangen. Sie arbeiten und leben in einer Welt in der beinahe überall menschliche Gruppen, ob klein oder groß, einschließlich ihrer eigenen, in schwere Positionskämpfe verwickelt sind. (...) Wissenschaftliche Spezialisten teilen mit anderen als Angehörige solcher Gruppen die Einbezogenheit in diese Konflikte und das entsprechende Engagement des Denkens,“ (1981: 27f.).

Da nun jede Gesellschaft Diskurse oder Themen erhebt, die als legitim und interessant gelten und zum Teil zu „offiziell erhobenen gewissermaßen staatlich anerkannten Problemen gemacht werden (Bourdieu/Wacquant 1996:271 in Wundrak 2009: 50), laufen SozialwissenschaftlerInnen Gefahr, dominante gesellschaftliche oder wissenschaftliche Diskurse und Begriffe zu reproduzieren. WissenschaftlerInnen stehen dieser Perspektive zufolge vor der Aufgabe, „mit theoretischen Konzepten und Begriffen zu arbeiten und zugleich an ihnen systematisch (methodisch) zu zweifeln“ (Wundrak 2009: 50). In der Wissenssoziologie „wird die gesellschaftliche Konstruktion wissenschaftlichen und somit auch soziologischen Wissens zum Gegenstand (der) (...) Reflexion,“ (Tänzler/Knoblauch/Soeffner 2006:8). Wissenssoziologie kann aber auch in einem weiteren Sinn als „Ideologiekritik (...) und gesellschaftliche Konstruiertheit nicht nur des Wissens, sondern auch all dessen, was wir als Wirklichkeit beschreiben, konstatiert“ werden (Tänzler/Knoblauch/Soeffner 2006:8). Insbesondere als Migrationsforschende, der/die politisierte und polarisierte gesellschaftliche Phänomene (im politischen Interesse oder Desinteresse) untersucht⁸, ist man vor diese Herausforderung gestellt. So ist m.E. die Realisierung des/der Forschenden wichtig, dass auch in der Wissenschaft politische Interessen und „blinde Flecke“ und inflationär gebrauchte Modekonzepte⁹ existieren. Eine Autonomie von gesellschaftlichen Wertungen ist dabei kaum möglich bzw.

⁸ Nach Elias unterscheiden sich die Sozialwissenschaften von den Naturwissenschaften in erster Linie durch den Einfluss von heteronormativen Wertungen, „die von außerhalb, von der Teilnahme in Konflikten der weiteren Gesellschaft, in die wissenschaftliche Arbeit einströmen.“ (1983:59).

⁹ Dieses Dilemma diskutiert Rixta Wundrak (2009) in ihrer diskursanalytischen Forschung zu der chinesischen Community in Bukarest. Sie rekonstruiert dabei den politisch-institutionellen, den medialen und den wissenschaftlichen Diskurs zu chinesischer Migration in Rumänien. Interessant ist, dass der wissenschaftliche Diskurs von dem politisch-institutionellen stark beeinflusst ist und diesen wiederum untermauert.

erstrebenswert. Hilfsmittel in der Balance zwischen Autonomie und Heteronomie und zwischen Distanz und Engagement (Elias 1983) ist m.E. sowohl die Bewusstmachung und Darlegung des/r WissenschaftlerIn der eigenen theoretisch wissenschaftlichen Prägung als auch ein offenes und interpretatives Vorgehen in der empirischen Forschung, welches versucht, theoretische Relevanzsetzungen zurückzustellen und sich auf die Lebenswirklichkeit der InterviewpartnerInnen/zu erforschenden Gruppierung einzulassen. Auch das systematische Zweifeln an Begriffen, die Analyse ihres Entstehensprozesses sowie der Gebrauch neuer Begriffe kann zu einem neuen weniger voreingenommenen Blick auf das zu untersuchende Phänomen führen¹⁰. Als Migrationsforscherin stehe ich im Forschungsprozess damit vor der Aufgabe, eigene wissenschaftliche Prägungen zu reflektieren. Dies impliziert auch wissenschaftliche Begriffe und Diskurse, mit denen ich arbeite, wie bspw. das Transnationalismusparadigma, den Diskurs zu Migration und Entwicklung (siehe Kapitel 2.4.4.1) oder den Begriff der „Transition“ (siehe Kapitel 2.3) in ihrem Entstehungsprozess zu rekonstruieren. Es gilt zudem in einem politisierten Forschungsfeld wie der Kubaforschung, sich die Prägung und Interessen beider Seiten bewusst zu machen, bevor man sich in die Forschung begibt, wie im folgenden Kapitel diskutiert.

2.2 Kubaforschung in einem polarisierten wissenschaftlichen Diskurs

Im Folgenden soll zunächst der Forschungsstand der vorliegenden Arbeit aus einer wissenssoziologischen Perspektive dargestellt werden. Zentrale Probleme des Forschens über das Kuba des 20. Jahrhunderts sind zum einen der unzureichende Zugang zu wissenschaftlichen Quellen und zum anderen die Tendenz der wissenschaftlichen Literatur, polarisiert und instrumentalisiert zu sein. Die Kubaforschung seit 1959, sowohl auf kubanischer als auch auf US-amerikanischer Seite, ist in hohem Maße durch politische Diskurse des Kalten Krieges beeinflusst. Während bis vor Kurzem wissenschaftliche Arbeiten in Kuba dazu tendierten, Propaganda für die Revolution und gegen den US-amerikanischen Imperialismus zu produzieren, portraitierte die US-amerikanische und exilkubanische Literatur ein menschenverachtendes Revolutionsregime. Die Polarisierung der Kubaforschung ist bis heute derart ausgeprägt, dass historische Ereignisse auf beiden Seiten der Floridastraße vollständig anders dargestellt und bewertet werden, so dass der Eindruck entsteht, man spräche von zwei unterschiedlichen historischen Ereignissen. Mette Berg

¹⁰ „Da es um die Analyse der Konstitutionsbedingungen, der Anlässe, der historischen Einbettung und der Kommunikationsformen gesellschaftlicher Wissenskonstruktionen geht, besteht das Projekt der Wissenssoziologie in der Abklärung des gesellschaftlichen Wissens durch exemplarische Rekonstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeitskonstruktionen“ (Tänzler/Knoblach/Soeffner 2006:8).

zeigt am Beispiel wissenschaftlicher Quellen zur vorrevolutionären Kubanischen Republik die gegensätzliche Deutung historischer Ereignisse der konträren politischen Lager.

“Thus, depending on political views, some describe twentieth century Cuban society before the revolution as the ‘pseudo-republic’ and stress the economic, social and racial inequalities of the period, which they contrast with post-1959 Cuban society. Others instead emphasize the relatively high standard of living and level of development at the time...” (2011:27f.).

So werden auch Reformen und die Umstrukturierung der Gesellschaft von beiden Seiten unterschiedlich beschrieben und bewertet. Hinzu kommt, dass auf beiden Seiten unterschiedliche Zahlen und scheinbare ‘Fakten’ als Beweismaterial hinzugezogen werden. Kritische AutorInnen, die versuchen diese Polarisierung aufzubrechen, sprechen von einem “inside/outside divide“ zwischen wissenschaftlicher Literatur, die innerhalb Kubas oder in den USA produziert wurde (Pérez Stable 1991, Berg 2011, Hernández-Reguant 2005, Fernández 2004). Marifeli Pérez Stable (1991:240) bezeichnet die Kubaforschung bis in die 1990er Jahre als einen Stellungskrieg (*trinchera*), in dem darum gekämpft wurde, wie das vergangene Jahrhundert kubanischer Geschichte interpretiert und erinnert werden dürfe. Bergs (2011:47) Darstellung der unterschiedlichen Interpretation von Jahrestagen innerhalb Kubas und in der Exilkubanergemeinde in den Vereinigten Staaten illustriert diesen Stellungskrieg zwischen den beiden Seiten. So wurde zum Beispiel das Jahr 2002 als 100 jähriges Jubiläum kubanischer Unabhängigkeit bei ExilkubanerInnen in Miami und in Spanien gefeiert. In Kuba dagegen fanden keine hundertjährigen Unabhängigkeitsfeiern statt. Stattdessen wurde 2002 als das Jahr der ‘heldenhaften Gefangenen’ (*año de los héroes prisioneros*) zelebriert, bezogen auf jene Kubaner, die aufgrund von Spionageverdacht in den USA zu Haftstrafen verurteilt waren.

Hierbei spielt die Tatsache, dass viele KubaforscherInnen in den USA selbst KubanerInnen oder Cuban-Americans und zum Teil Angehörige oder Nachkommen der sogenannten Exiles (siehe Kapitel 5.1.2.1) sind, eine nicht zu vernachlässigende Rolle. Eigene Erfahrungen von Enteignung und Flucht zum Teil eingebettet oder reinterpretiert im Kontext des kollektiven Diskurses der Exilanten-Diaspora¹¹ in den USA scheinen eine „unparteiische“, unpolarisierte Kubaforschung kaum zu ermöglichen. Zudem sind die in den Vereinigten Staaten lebenden KubaforscherInnen von einem lange Zeit vorherrschenden anticastristischen politischen Diskurs der USA beeinflusst und reproduzieren diesen nicht selten. Die exilkubanische, anticastrische Lobby ist bis heute derart ein-

¹¹ Dieser Diskurs ist von der nach der Machtübernahme Castros 1959 in der Agrarreform enteigneten und in die USA migrierten Migrantengruppierung geprägt. Er portraitiert die Castro-Regierung als eine nicht legitimierte autoritäre Diktatur und hofft auf einen Tod Castros, um nach Kuba zurückzukehren und eine demokratische und liberale Marktwirtschaft wieder in Kuba einführen zu können.

flussreich, dass eine weniger politisch eingefärbte Forschung nur schwer möglich ist. Je mehr die Diskursformation des Kalten Krieges jedoch in den Hintergrund rückt, desto mehr öffnet sich der Raum einer unabhängigen Kubaforschung in den USA. Zu Beginn meiner Forschung brachten mich diese politisch instrumentalisierten Quellen sowie die gegensätzliche Interpretation von historischen oder aktuellen Ereignissen und die unterschiedlichen ‚Fakten‘ wie Statistiken in Verwirrung. Nicht selten begann ich in der anfänglichen Literaturrecherche Monographien oder Artikel zu Kuba zu lesen, die erst im Verlauf der Lektüre parteiisch erschienen. In einer zunächst wissenschaftlichen Standards entsprechenden Analyse zur sozialen Situation in Kuba bspw. erscheinen erst im zweiten Blick rein negative Bewertungen zum kubanischen Sozialsystem und schließlich gar explizite Äußerungen zum Warten auf Fidel Castros Tod und zum Regimewechsel.¹²

Auf der anderen Seite der Florida-Straits, in Kuba, ist die Forschung ebenso in Machtkämpfe eingebunden. Damian J. Fernández (2004:164) bezeichnet die Forschung in Kuba als „in a tight embrace with politics, romance, and dissatisfaction“. Der Einfluss der Regierung und des politischen Diskurses sind im zentralistisch kontrollierten, autoritären kubanischen Staat kaum zu umgehen. Dies wird bereits bei einem Blick in die seit 1959 neu geschriebenen Geschichts- und Schulbücher deutlich. So schuf bspw. die kubanische Revolutionsregierung ab 1959 eine neue Version der Geschichte und schrieb vor, wie soziale und politische Ereignisse erinnert werden sollten. Im Kontext des politisierten Alltags in Kuba, in dem sich die Regierung und die viele KubanerInnen vom „großen Nachbarn im Norden“ bedroht sehen, sind der tolerierbaren „Distanz“ Grenzen gesetzt, wie Norbert Elias es ausdrücken würde. Dies führt zu einer „inneren“ Kontrolle durch implizite und verinnerlichte Regeln, was in der Alltagssprache oder auch in wissenschaftlichen Artikeln artikuliert werden kann und was nicht.

„Es gibt in der Tat in all diesen Gruppen einen Punkt der Distanzierung, über den keines ihrer Mitglieder hinausgehen kann, ohne in den Augen seiner Gruppe als Ketzer zu erscheinen (und es derart zu werden), mögen auch seine Vorstellungen oder Theorien noch so sehr mit den beobachtbaren Fakten übereinstimmen und sich dem annähern, was wir „Wahrheit“ nennen“ (Elias 1983:28).

Neben der inneren Kontrolle oder dem Vorgeben von Regierungsdiskursen und Erinnerbarem existiert auch eine äußere Kontrolle durch Zensur von Presse und

¹² Hierzu gehören bspw. die Veröffentlichungen des Bildner Centers wie die Sonderausgabe „Cuba in Transition“. Das Buch „Looking Forward. Comparative Perspectives on the Cuban Transition“ (Pérez Stable 2007), das von der Tochter eines Exilkubanners herausgegeben wird und Fidel Castros Tod bzw. eine Transition zum Kapitalismus herbeisehnt, exemplifiziert die Polarisierung und ihre Ursachen. So schreibt Fernando Henrique Cardoso im Vorwort: „Cuban society has long been demonstrating that despite the curtailment of freedoms life under the crusty old regime remains vibrant. This means that there will be a life after it,“ (2007:xiii).

Wissenschaft und Verfolgung der Opposition. Durch die öffentliche Verurteilung von WissenschaftlerInnen bei Staatsreden (bspw. 1996 in der Rede Raúl Castros) und die bestehende (Selbst-)Zensur können kritische oder politisch brisante Beiträge nicht geschrieben, geschweige denn publiziert werden. Auch Veröffentlichungen kubanischer AutorInnen in internationalen Journals dürfen nicht zu kritisch sein, da der kubanische Staat mit dem im Jahr 1999 erlassenen Ley No. 88 ein zentrales Sanktionsinstrument geschaffen hat (Widderlich 2002:14). Ursprünglich gilt das Gesetz Ley No. 88 dem Schutz der nationalen Unabhängigkeit der kubanischen Wirtschaft. Es richtet sich gegen die Verschärfung des US-Amerikanischen Handelsembargos durch das Helms-Burton Gesetz, das ExilkubanerInnen und US-BürgerInnen das Recht gibt, ausländische Firmen vor einem Gericht der Vereinigten Staaten zu verklagen, wenn diese das Eigentum der KlägerInnen benutzen, das in Kuba nach 1959 enteignet worden war. Da ausländische Investoren kaum überblicken können, welche Grundstücke oder Immobilien vor 40 Jahren enteignet wurden, wirkt das Gesetz investitionshemmend. Das kubanische Ley No. 88 soll erreichen, „dass das Helms-Burton-Gesetz möglichst nicht zur Anwendung kommt, indem es die Weitergabe von Informationen unter Strafe stellt, aufgrund derer Investoren vor einem US-Gericht verklagt werden können.“ (Widderlich 2002:8). Widderlich sieht die praktische Anwendung dieses Gesetzes jedoch als problematisch, da es im Grunde gegen jeden besonders aber gegen JournalistInnen und WissenschaftlerInnen verwendet werden kann:

„In der Praxis trifft das Gesetz nicht so sehr feindliche Agenten, sondern vor allem Wissenschaftler. Dies wird umso mehr deutlich, wenn man bedenkt, dass es in Kuba wenig öffentlich zugängliches Datenmaterial gibt und selbst grundlegende Informationen klassifiziert sind. (...) Die Publikation von Artikeln oder Büchern wird somit zum ‚russischen Roulette‘ insbesondere, wenn sie in Kooperation mit ausländischen Institutionen geschieht. Die schon 1996 durch die Rede Raúl Castros eingeschüchterte Wissenschaft erhielt durch das Gesetz quasi einen Maulkorb“ (2002:8f.).

Neben der Zensur und Selbstzensur ist es für kubanische WissenschaftlerInnen zudem ungleich schwerer überhaupt zu veröffentlichen, da die Zahl der im Lande erscheinenden Publikationen in der Wirtschaftskrise zurückging und sich erst langsam erholt.

An dem Fall der polarisierten Kubaforschung zwischen den USA und Kuba wird die von Elias (1981) angesprochene Schwierigkeit der Distanzierung in den Sozialwissenschaften besonders deutlich. Denn gerade in der Kubaforschung in Kuba und den USA fällt das „Engagement“ bzw. die starke Involvierung ins Auge, die sich im Gefühl der gegenseitigen Bedrohung beider Seiten entwickelt hat. So kann es nach Elias (1983:58) kaum gelingen, „sich in einer Situation, in der Gruppen auf vielen Ebenen ernste Gefahren füreinander darstellen, zu einer distanzierteren, adäquateren und autonomen Form des Nachdenkens über soziale Ereignisse voranzuarbeiten.“ Auch KubaforscherInnen außerhalb der beiden polarisierten Lager aus Lateinamerika, Kanada oder

Europa wurden bis Ende der 1990er von der Kalten-Krieg-Agenda beeinflusst und durch die kubanische Zensur eingeschränkt. So beschreibt Berg (2011:28 in Ahnlehnung an Lewis, Lewis und Rigdon 1977:xxiii), dass ethnographische Studien besonders nach der Ausweisung der amerikanischen EthnologInnen Oscar und Ruth Lewis gegen Ende der 1960er aufgrund der Beschuldigung durch Fidel Castro CIA-AgentInnen zu sein, stagnierten. Bis auf die Arbeiten des kubanischen Ethnologen Fernando Ortiz (1881-1969) hatte Ethnologie oder Kulturanthropologie kaum Präsenz in Kuba (Hernández-Reguent 2005:294 in Berg 2011:28). Erst gegen Ende der 1980er Jahre kamen ausländische EthnologInnen und SoziologInnen zurück (Daniel 1995, Rosendahl 1997 in Berg 2011:28). Dennoch wurde bspw. das Forschungsvisum der schwedischen Ethnologin Mona Rosendahl 1991 nicht verlängert (Rosendahl 1997:24-25 in Berg 2011:28). Seit den 1990er Jahren jedoch wurden mehr und mehr sozialwissenschaftliche Forschungen in Kuba zugelassen oder schweigend toleriert. In dieser Zeit begannen WissenschaftlerInnen erstmals bis dato dominierende Positionen der Kubaforschung zu hinterfragen, indem sie Brücken zwischen Innen und Außen bauten (Behar 1995). Die zuvor voneinander getrennten Diskurse kamen im Zuge der globalen Restrukturierung der Beziehungen und Kubas wirtschaftlicher Öffnung für ausländische Investoren erstmals miteinander in Berührung.

2.2.1 Grenzgängerlandliteratur zu kubanischer Migration

Quellen zu kubanischer Migration fokussieren zumeist auf ein einseitiges Bild der kubanischen Diaspora in den USA. Eine große Anzahl von Studien kubanischer Emigration (nach 1959) ist zudem politisch aufgeladen und instrumentalisiert, sowie geprägt von dem Diskurs zu Migration als Vaterlandsverrat (Fernández 2004: 166). Besonders der Fall der kubanischen Migration in die USA war und ist von der Kalten-Krieg-Rhetorik aufgeladen und dominiert den Diskurs zur kubanischen Diaspora als eine einheitliche und antikommunistische Gruppe. Dieser politische und wissenschaftliche Diskurs präsentiert die kubanische Migration in die USA als einen Ausnahmefall, verursacht durch die kubanische Revolution, deren Agrarreform und die feindlichen US-Kuba-Beziehungen, der keine Vergleichspunkte mit anderen Migrationsbewegungen aufweist. Bestimmend ist ein exzeptionalistischer Diskurs, der von der dominanten Gruppierung der ExilkubanerInnen aufrecht erhalten wird, die als politische Flüchtlinge in den 1960ern in die Vereinigten Staaten kamen und dort bereits etabliert waren, als andere kubanische Emigrationswellen mit anderen Migrationsmotiven in Florida ankamen. Die Diversität der kubanischen Diaspora in den USA hinsichtlich der verschiedenen Migrationswellen, verschiedener Klassenzugehörigkeit und unterschiedlicher Hautfarbe sowie die Migrationsbewegungen vor der kubanischen Revolution in die Vereinigten Staaten finden hier keine Berücksichtigung (Pérez-Stable 1999:34). Viele ForscherInnen stel-

len Kuba als Ausnahme der Regel dar und sehen keinerlei Parallelen zu anderen Migrationskontexten oder anderen MigrantInnengruppierungen (siehe bspw. Grenier/Pérez 2003; González Pando 1998; Masud-Piloto 1996).

Diese einzigartige Darstellung der kubanischen Migration führte auch dazu, dass Kuba in der Migrations- und Transnationalismusforschung kaum berücksichtigt wurde. Obwohl zahlreiche Studien zu transnationalen Beziehungen dominikanischer MigrantInnen (Levitt 2001, 2003, 2006), MigrantInnen aus El Salvador (Mahler 1998), aus Mexiko (Portes/Guarnizo 2003; Pries 2001, 2010) sowie haitianischer, grenadischen und philippinischen MigrantInnen (Basch, Glick Schiller und Szanton Blanc 1994) durchgeführt wurden, existiert kaum Forschung zu transnationalen Beziehungen kubanischer MigrantInnen. Gerade das spätsozialistische Kuba ist aufgrund seiner Isolation und der Migrations- und Reiserestriktionen ein besonderer Fall in der Karibik und in Lateinamerika. Duany (2007:161) erklärt die theoretische und empirische Abwesenheit der kubanischen Migration in der Transnationalismusforschung durch den kubanischen Exzeptionalismus:

“Cuba’s exceptionalism continues to be a recurrent problem for the study of migrations, as well as for other specialized areas, in that it tends to isolate the object of study from its broader regional and international context, and thus (...) ignore or underestimate the general implications of the Cuban case.”

Der kubanische Ausnahmestatus dominierte Kubastudien bis in die 1990er und wird erst heute von unterschiedlichen ForscherInnen (Kapcia 2008, Hoffmann/Whitehead 2007, Grenier/Pérez 2003) kritisch hinterfragt. Die Lücke in der Transnationalismusforschung kann neben dem kubanischen Exzeptionalismus auch mit Kubas restriktiver Migrationspolitik und dem national-territorialen politischen Diskurs Kubas erklärt werden. So sind ungehinderte Migrationsflüsse und grenzüberschreitende Bewegungen, wie manche Transnationalismus-ForscherInnen postulieren, im Fall Kubas nicht immer möglich. Nationalstaatsgrenzen und die Macht des Nationalstaates als Gatekeeper sind weiterhin wichtig für MigrantInnen und bestimmen ihr Leben und ihre Handlungsmöglichkeiten (siehe Kapitel 5.1.3.1; 6; 7). KubanerInnen sind abhängig von staatlicher Kontrolle und Regulationen, um das Land verlassen zu können. Während andere Nationalstaaten Migration und zirkuläre Mobilität unterstützen und ihre Abhängigkeit von dem Engagement der Migrantengemeinde eingestehen und nutzen (bspw. El Salvador¹³), nimmt die kubanische Regierung transnationale Verbindungen und Transfers eher als bedrohlich wahr. Im kubanischen Regierungsdiskurs ist Nation exklusiv politisch und territorial definiert. Das revolutionäre Projekt zu verlassen bedeutete bislang eine irreversible Entscheidung bzgl. nationaler Zugehörigkeit. Emigration bedeutete, das nationale

¹³ In El Salvador machen die Geldüberweisungen 16% des Bruttoinlandsprodukts aus (Europäische Kommission 2007: 23).

Territorium und mit ihm die eigene Zugehörigkeit zur Nation hinter sich zu lassen. Die Abschreibung der nationalen Zugehörigkeit oder der *cubanidad* der EmigrantInnen seitens des Staates/der Regierung wird von Berg (2011: 9) interpretiert, als eine “discursive strategy of the revolutionary government in its quest to monopolize nation and belonging.” Kubanische EmigrantInnen wurden nicht mehr als Teil der Nation konzeptualisiert (Duany 2000: 17f.). Sowohl kubanische Diskurse und die Migrationspolitik als auch der von Kubaforschenden lange verfochtene Exzeptionalismus, führte zu einem „weißen Fleck“ der Erforschung transnationaler Migration in Kuba. Forschungsbedarf besteht daher besonders zum Thema der Gestaltung und des Einflusses transnationaler Familienhaushalte, die auch in kubanischer Forschung auf der Insel weitgehend unberücksichtigt bleiben, da die Existenz transnationaler Beziehungen der MigrantInnen von der Regierung geleugnet wird. Schließlich ist der immer stärker werdende Einfluss der kubanischen EmigrantInnen auf unterschiedliche Bereiche der kubanischen Gesellschaft in Kombination mit der Abhängigkeit von den Geldrücksendungen aus dem Ausland ein konfliktbesetztes Thema für die kubanische Regierung. Forschungen zur Migration aus Kuba beschreiben bspw. Emigrationswege kubanischer MigrantInnen (Aja Díaz 2009), die Beziehung Kubas zur Emigrantendiaspora in den Vereinigten Staaten (Aja Diaz 2010, Domínguez 2010) oder sie gehen zum Teil auf die negativen Auswirkungen der Emigration ein. Interessant, jedoch leicht politisch eingefärbt und von der Zensur beeinflusst, sind die Studien des Centro de Estudios de Migración Internacional (dt. = Forschungszentrum der Internationalen Migration) der Universität von Havanna (Aja 1996, Casaña Mata 1991, 2003, Martín Fernández 2003). Detaillierte Untersuchungen von Austauschprozessen und ihren Auswirkungen sind jedoch bislang in Kuba aufgrund ihrer politischen Brisanz unzureichend thematisiert. Die Diskussion zu den Transnationalismusansätzen und dem kubanischen Exzeptionalismus (siehe Kapitel VIII) verdeutlicht die Notwendigkeit von empirischen Studien zu der kubanischen Migration und zu transnationalen Austauschbeziehungen der MigrantInnen sowie deren Auswirkungen.

Die wenigen Ansätze zur Erforschung kubanischer Migration und transnationaler Austauschbeziehungen, die den polarisierten Inside/Outside-Stellungskrieg außen vor lassen, stammen zumeist weder aus den USA noch aus Kuba, sondern aus England (Berg 2007, 2009, 2011; Stubbs 1985, 2009), Deutschland (Hoffmann 2008; Köttig 2009; Kummels 2004, 2006), Puerto Rico (Duany 2007) und Kanada (Krull/Eckstein 2009, Krull 2012). Als Ausnahme der Regel und als Zeichen des Paradigmenwechsels sind die Beiträge von Susan Eckstein und Lorena Barberia (2002) aus den USA zu erwähnen. Dies ist damit zu erklären, dass WissenschaftlerInnen, die weder aus den USA noch aus Kuba kommen, nicht direkt in die konfliktive Figuration zwischen KubanerInnen und ExilkubanerInnen eingebunden sind. Da sie weniger unmittelbar Beteiligte in der durch Spannung und Machtkämpfe gezeichneten Figuration sind, fällt ihnen

die Distanzwahrung leichter. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die europäischen, kanadischen oder lateinamerikanischen WissenschaftlerInnen „objektiv“ seien. Auch sie sind geprägt von wissenschaftlichen Diskursen und ihrer eigenen Position in gesellschaftlichen Figurationen. Dennoch bietet das nicht direkte Eingebundensein in die Figuration, die KubanerInnen, ExilkubanerInnen und US-AmerikanerInnen miteinander bilden, die Möglichkeit einer stärkeren Distanz (vgl. Elias 1983).

Die an dieser Stelle genannten Ansätze jenseits des „Stellungskrieges“ entdeckte ich erst im Verlauf des Forschungsprozesses. Der Zugang zu der genannten Gruppierung der KubaforscherInnen und der Einblick in weniger polarisierte Veröffentlichungen erfolgte durch die Anbindung an das Cuban Research Forum in Nottingham/Havanna. Die vorliegende Arbeit situiert sich besonders in die Reihe der Forschungen dieses Forums und der Forschungsgruppe zur kubanischen Diaspora, die sich zur Konferenz „Paris as a Global Relay-Station for the Cuban Diaspora? Comparative Perspectives“ am Institut des Amériques in Paris vom 25 bis zum 26. 10.2012 zusammenfand. Mette Louise Bergs (2007, 2009, 2011) Studien zur kubanischen Diaspora in Spanien basieren auf ethnographischer Forschung und lebensgeschichtlichen Interviews von kubanischen MigrantInnen in Spanien.¹⁴ Ihre empirisch gegründete Forschung und Darstellung der Diversität kubanischer Migration leistet einen wichtigen Beitrag, um politisierte und einseitige Diskurse zu durchbrechen. Auch der Fokus auf den Erzählungen und Lebensgeschichten der Subjekte situiert diese Forschung nah an der vorliegenden Arbeit. In dem Kontext der Heterogenität des Bildes der kubanischen Migration ist auch Andrea O'Reilly Herreras Sammelband „Cuba. Idea of a Nation Displaced“ (2007) zu nennen. Das aktuelle Forschungsprojekt zur „neuen“ kubanischen Diaspora initiiert von Catherine Krull, Jean Stubbs, Pedro Pérez Sarduy, Christoph Singler und Anja Bandau versucht ebenfalls von dem homogenisierenden Bild der kubanischen Exilantendiaspora abzurücken. Monolithische Bilder zur kubanischen Migration von den Exiles in den USA sollen hier überwunden werden und stattdessen andere kubanische Diasporas in Kanada, Deutschland, England, Frankreich und Spanien komparatistisch von einem interdisziplinären Team erforscht werden. Auch die Arbeiten des puertoricanischen Wissenschaftlers Jorge Duany (2007, 2000), die einen ersten Vorstoß zur Untersuchung von transnationalen Aus-

¹⁴ Berg arbeitet dabei mit einem qualitativen und multi-sited Ansatz, der den Wegen, Diskursen und Zugehörigkeiten ihrer untersuchten Migrantengruppe zwischen USA, Spanien und Kuba folgt. In ihren Gesprächen, Interviews und Beobachtungen rekonstruiert sie drei unterschiedliche ‚Generationen‘ von MigrantInnen, die ‚ExilantInnen‘, ‚die Kinder der Revolution‘ und die ‚MigrantInnen‘. Jede dieser Generationen hat - so Berg - ein ‚anderes Heimatland‘ verlassen, bzw. ist in einem ‚anderen Herkunftsland‘ angekommen. Sie konstatiert große Unterschiede in politischen Einstellungen, nationalen und ethnischen Zugehörigkeiten und Erinnerungen an Kuba dieser unterschiedlichen Migrantengenerationen, die dazu führen, dass sich MigrantInnen unterschiedlicher Generationen kaum mehr verstehen.

tauschbeziehungen kubanischer MigrantInnen machen, sind hier zu erwähnen. Duany (2007) beobachtet bspw. die Abwesenheit des Falles Kubas in Transnationalismusstudien und sieht hier einen Forschungsbedarf. An seine Forderung möchte ich mich in der vorliegenden Arbeit anschließen. Auch Catherine Krulls (2012) Ansätze zur Erforschung transnationaler Praktiken kubanischer MigrantInnen sind hier zu nennen. Die Arbeiten der schweizerischen Ethnologin und Kubaforscherin Ingrid Kummels (1994, 2004, 2006) zu transnationalen Familien, Migration und Gender waren außerdem aufgrund ihres ethnographischen Fokus auf die Alltagswelt, sowie der Thematisierung von transnationalen Beziehungen von Individuen und Familien zentral für die vorliegende Arbeit. Zudem nehme ich Bezug auf Bert Hoffmanns (2008) Arbeiten zur kubanischen Emigration und seinem Erklärungsversuch der kubanischen Emigrationspolitik mit dem Hirschmannschen Exit and Voice Modell.

Die hier genannten Forschungen fokussieren in erster Linie auf ethnographische Feldforschung, teilnehmende Beobachtung und Hinzunahme unterschiedlicher Interviewstile¹⁵. Lediglich Veröffentlichungen, die aus dem Lehrforschungsprojekt „Biographie und Ethnizität“, geleitet von Gabriele Rosenthal und Michaela Köttig am Methodenzentrum der Georg-August-Universität Göttingen und von Julia Chaitin und John P. Lindstroth des Department of Conflict Analysis and Resolution der Nova Southeastern University Fort Lauderdale, entstanden und die kubanische Migrationsgruppierungen in Deutschland und in den USA vergleichend untersuchten, benutzten die Methodologie des biographisch-narrativen Interviews und der Fallrekonstruktion. Hier sind besonders Denese Edsall, Diana Riviera, Julia Chaitin, John P. Lindstroth, Michaela Köttig, Robin Cooper und die Autorin selbst (2009) zu erwähnen. In der Linie dieser Forschungen möchte ich die vorliegende Arbeit situieren und einen weiteren Beitrag leisten, der vorhandene wissenschaftliche und soziale Diskurse kritisch betrachtet und die Wechselwirkung zwischen individuellen Lebensbildern und Diskursen der Gesellschaft aufzeigt. Die fallrekonstruktive Biographieforschung ermöglicht einen Einblick in das Verhältnis von Individuen und ihren sozialen Figurationen. Die Untersuchung einzelner Biographien ermöglicht Aussagen zu der Position des/der BiographIn in der Gesellschaft und zu gesellschaftlichen Strukturen. Ich möchte die Perspektiven, Zugehörigkeiten und Handlungsstrategien der einzelnen MigrantInnen und ihrer in Kuba lebenden Familienmitglieder darstellen. Hierbei situiere ich die Forschung in die Reihe der Kubaforschungen, die kubanische Migration empirisch untersuchen. Ziel ist es „ein Bild, das weniger von Wünschen und Ängsten gefärbt und konsequenter im Wechselverkehr mit leidenschaftslosen Einzelbeobachtungen entwickelt ist“ (Elias 1983:58), darzustellen.

¹⁵ Leitfadenterviews, unstrukturierte, ethnographische, lebensgeschichtliche oder standardisierte Interviews.

2.3 Ein postsozialistischer Blick auf die kubanische Transformation

In wissenschaftlichen Beiträgen zum kubanischen Transformationsprozess halten sich die zentralen Merkmale des „Stellungskriegs“ zwischen WissenschaftlerInnen der USA und ForscherInnen auf Kuba aufrecht. Dies ist durch die Tatsache zu erklären, dass die Darstellung und Bewertung der Transformation zentrale politische Implikationen birgt. Je nach Bewertung des Transformationsprozesses spricht man sich entweder für die Aufrechterhaltung des Systems mit an die Anforderungen der heutigen Zeit angepassten Reformen aus oder prognostiziert ein Ende des sozialistischen Systems und eine Inkorporation in den Weltmarkt bzw. eine Transition in eine marktwirtschaftliche Demokratie.

Transition und Postsozialismus sind eng assoziiert mit den letzten Dekaden nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion im Jahr 1991. So entfachte die Desintegration der Sowjetunion und der sozialistischen „Hälfte“ der Welt öffentliche Diskussionen zu Demokratisierung und Westernisierung. Das Phänomen der Transition löste sowohl in politischen als auch in wissenschaftlichen Diskursen Interesse aus (Altvater 1993; Gowan 1995; Hann 2002, 2005; Murrell 1992; Verdery 1996, 1999, Zhang 2008). Aussagen zu Richtungen und Arten der Transition differierten von einer Annahme des direkten Übergangs vom Sozialismus zum Kapitalismus (Fend und Zak 1999; Skidelsky 1996) bis hin zu der Annahme von Veränderungsprozessen mit offenem Ende, die jedoch eine Neuordnung der sozialen Beziehungen beinhalten (Verdery 1999:35). Für VertreterInnen der neoliberalen Wirtschaft und VerfechterInnen marktwirtschaftlicher Demokratie symbolisierte die Desintegration der Sowjetunion einen Sieg des Kapitalismus gegen den Kommunismus. Der Kommunismus, davon ging man aus, war zum Scheitern verurteilt und wurde nun durch das evolutionär wirksamere System ausgetauscht. Es gab auch in der Wissenschaft unterschiedliche Perspektiven zur Transition, die politisch eingefärbt waren und bestimmte ideologische Lager sowie politische Interessen widerspiegeln:

“The collapse of communism, or state-socialism, depending on one’s ideological position, generated a plethora of publications on forms, processes and mechanisms of ‘transition’ and, especially, their direction, including whether there was an inherent tendency to ‘catch up’ with the West (Kododko 2001a),” (Herrscher 2007:46).

An dieser Stelle soll die wirtschaftszentrierte neoliberale Perspektive der Transition dargestellt werden, wie sie sich in Ansätzen der Washington Consensus Doktrin widerspiegelt. Die Washington Consensus Doktrin konzeptualisiert Transition als eine lineare und unidirektionale Bewegung vom gescheiterten Weg einer „autokratischen sozialistischen Diktatur“ hin zu einer neoliberalen marktwirtschaftlichen Demokratie nach dem angloamerikanischen Muster als dem historisch überlegenen Modell. Dieses Denken ist in politischen Diskursen

(der Weltbank, des FMI, der EU aber auch bspw. in Entwicklungsdiskursen Deutschlands oder der USA) vertreten, wie Tassilo Herschell betont:

“The implicit understanding is that the relevant countries need to be prepared, that is, shaped by an external force/influence to get them on track for democracy. This understanding, projecting the notion of a superior West against inferior non-western-style state-societal regimes, was still (...) evident in the West’s response to the events in Eastern Europe, for naturally having won the battle between the systems, the western paradigm of state–societal organisation, summarized in democratic market economy, was to be adopted in the East wholesale. This paradigmatic doctrine, reinforced by the New Right ideologies of Reaganism and Thatcherism, had already been questioned in the 1970s, and influenced mid to late 1990s policies. However, as the most recent events and debates around the Iraq War of 2003/4 have demonstrated, a new triumphalist notion of western-style market democracies as the only path to happiness seems to continue to shape international political paradigms,” (2007:46).

Derartige Konzeptionen von Transition als Übergang vom Sozialismus zum Kapitalismus gesteuert durch die Marktmechanismen herrschen in öffentlichen Diskursen in westlich-kapitalistischen Industrieländern weiterhin vor. Die US-amerikanisch verortete Transitionsforschung zu Kuba scheint zum Teil diesem Paradigma zu folgen. Hier sind insbesondere die im Sammelband „Cuba in Transition“ (2006) erschienen Beiträge des Bilder-Center zu nennen, in denen Vergleichsszenarien von Kuba mit osteuropäischen Transformationsprozessen oder mit dem Modell der Volksrepublik China entworfen werden. Die Bewertung des Transformationsprozesses geht in der Regel in die Richtung der Zielvorstellung des Regimewechsels und der Transition zu einer marktwirtschaftlichen Demokratie. Dies führt jedoch auch dazu, dass die Angaben zur aktuellen wirtschaftlichen Lage Kubas oder zum Sozialsystem negativ ausfallen. Statistiken scheinen sich hier der Zielsetzung und Instrumentalisierung zu beugen.

In Kuba produzierte Literatur zum kubanischen Transformationsprozess existiert hingegen kaum, denn im kubanischen Regierungsdiskurs wird nicht von einem Transformationsprozess gesprochen, sondern vielmehr von Anpassungsmaßnahmen der Revolution an die Erfordernisse der heutigen Zeit (Castro Ruz, R. 2010b in Steve Lundlam 2012: 1). Kubanische WissenschaftlerInnen, die eine durch marktwirtschaftliche Liberalisierungen eingeleitete Transition von einer sozialistischen Planwirtschaft zu einer Marktwirtschaft feststellen würden, bekämen Probleme mit der Zensur und liefen Gefahr ihren Arbeitsplatz zu verlieren. Lediglich mit den Auswirkungen der Anpassungsmaßnahmen der Revolution setzen sich einige kubanische ForscherInnen auseinander (Ferriol 1998a; Ferriol et.al. 1999; Pérez I. 1998; Togores 2000).

Insgesamt lässt sich feststellen, dass in der Mehrheit der Publikationen zum kubanischen Transformationsprozess innerhalb und außerhalb Kubas volkswirtschaftliche Auswirkungen im Vordergrund stehen. Die Frage nach den sozialen Konsequenzen wird selten und wenn dann lediglich allgemein behandelt. Erst in jüngerer Zeit beschäftigen sich besonders kubanische

WissenschaftlerInnen mit den sozialen Folgewirkungen der Transformation (bspw. Ferriol 1998a; Ferriol et.al. 1999; Pérez I. 1998; Togores 2000). Doch auch wenn in Kuba die Auswirkungen des Wandels nicht länger negiert oder totgeschwiegen werden, wie es in den ersten Jahren der *periodo especial* der Fall gewesen ist, weisen die Untersuchungen ein Defizit auf, da sie unvollständig oder politisch gefärbt sind. Widderlich (2002:15) beschreibt die soziale Komponente des Transformationsprozesses als einen „weißen Fleck“ der Kubaforschung. Diese Absenz der Perspektive auf die gesellschaftlichen Akteure ist jedoch kein singuläres Merkmal der Kubaforschung zur Transformation sondern der Transitionsforschung allgemein. Sowohl Wirtschaftsansätze als auch Staatszentrierte Ansätze sahen die Gesellschaft bislang als eine vom Markt bzw. vom Staat getrennte Einheit. Sowohl der Markt als auch der Staat werden dargestellt, als würden sie unabhängig von der Gesellschaft agieren.

Im Kontrast zu diesen Ansätzen, die die Gesellschaft in den Annahmen der Transformation ignorieren, situiere ich die vorliegende Arbeit in den Kontext der soziologischen und ethnologischen Postsozialismusforschung. Während bislang das Interesse der Transitionsforschung der Sowjetunion oder den zentral- und osteuropäischen Staaten galt, weiten ForscherInnen des Postsozialismusparadigmas ihr Interesse auf andere bislang wenig beachteten Regionen aus¹⁶. Hierbei geht es um eine besondere Aufmerksamkeit auf den lokalen Kontext. Der Fokus liegt hier auf Eurasien, Südostasien und Afrika. Kuba fand hingegen bis dato kaum Berücksichtigung in der Postsozialismusforschung. Zudem fordern PostsozialismusforscherInnen einen diachronen Blick auf die lokalen untersuchten Transformationsprozesse (Jing 1996; Vitebsky 2002; Watson 1994)¹⁷, denn post-sozialistische Entwicklungen werden immer von den Hinterlassenschaften des jeweiligen sozialistischen Systems geprägt. Christopher Hann (2002: 7) bspw. honoriert diese diachronischen Perspektiven und spricht sich für interdisziplinäre Zusammenarbeit mit HistorikerInnen aus. Die Aufforderung eines diachronischen und komparativen Blickes der PostsozialismusforscherInnen beruht nicht lediglich auf Konzeptbildungen auf der Basis makrosoziologischer oder -ökonomischer Daten, sondern beinhaltet eine vertiefende empirische Forschung an den zu untersuchenden Orten selbst (Humphrey 2002:13).¹⁸ Dies erfordert die detaillierte Erforschung eines kulturellen Phäno-

¹⁶ Forschungen zu Sibirien (Anderson 2000; Kandiyoti und Mandel 1998; Sneath 2000), zu Polen (Pine 1996a, 1996b, 1998, 2002), zu China (Chan et. al 1992; Croll 1994; Davin 1998; Hann 1999; Jacka 1997; Judd 1994; Liu 2000; Nie 2001), Sowjetunion (Humphrey 1998), Rumänien (Verdery 1983), zu Ungarn (Hann 1993b, 1996; Hivon 1995), Länder des damaligen Jugoslawien (Bax 2000; Kideckel 2000).

¹⁷ So war beispielsweise die erste Monographie der Postsozialismusforscherin Katherine Verdery (1983) eine historische Studie zu Gruppendynamiken über mehrere Jahrhunderte transsilvanischer Geschichte.

¹⁸ Dies impliziert eine qualitative Forschung; sei es über biographisch-narrative Interviews, Gruppendiskussionen oder teilnehmende Beobachtung im Rahmen einer ethnographischen Feldforschung.

mens im Alltagsleben der Handelnden in dem zu untersuchenden sozialistischen System durch die ethnographische Feldforschung und ähnliche Methoden:

“The basic principle of respect for different ways of organizing society, for beliefs and practices at variance with one’s own, has been retained, but the hallmark of modern anthropology tends nowadays to lie in its method, in the close-up view acquired through fieldwork (ethnography)” (Hann 2002: 2).

Durch diese genaue und offene Methodologie erweitern Postsozialismusstudien die Modelle des Sozialismus in den Sozialwissenschaften, indem sie zeigen, wie Sozialismus von Menschen alltäglich erfahren und praktiziert wird¹⁹. Besonders interessant für die vorliegende Arbeit ist die Untersuchung der sozialen Ungleichheit und Armut - als Auswirkungen der Transformation - und der Überlebensstrategien der lokalen Bevölkerung. So sind Studien, die untersuchen, wie unterschiedliche Gruppierungen auf die soziale Ungleichheit und den Wegfall der Versorgerrolle des Staates mit der Anpassung der häuslichen Arbeitsteilung und Verantwortung reagieren (Bridger und Pine 1998; Kandiyoti 1998, Pine 2002) für die vorliegende Arbeit, die Strategien transnationaler Familiennetzwerke untersucht, von besonderer Bedeutung.

Ein weiteres zentrales Merkmal, das die Postsozialismusforschung von anderen Transitionsansätzen unterscheidet, ist der offene unvoreingenommene Blick, der keine Unidirektionalität vorschreibt, sondern Transformation als einen multi-dimensionalen und -direktionalen, komplexen Prozess sieht²⁰.

“...it is important to recognize that changes in postsocialist countries are not simple and unidirectional (Burawoy and Verdery 1990). There have been twists and unexpected reversals. In many countries there is a rather unpredictable propensity to ‘turn back’”, or at least a resolute

¹⁹ An dieser Stelle sollen einige Beispiele dieser Fokussierung auf Alltagspraktiken gegeben werden, an die ich mich in der vorliegenden Arbeit anlehne. In der Postsozialismusforschung werden die Auswirkungen der Transformationen auf unterschiedliche Bereiche untersucht, auf soziale Institutionen wie die Familie und den Haushalt, auf Gender (Pine 2002), auf soziale Ungleichheit (Hann 1993b, 1996), auf Religion, auf Rituale (Potter-Potter 1990; Feuchtwang 2000, 2002) und auf Nationalismus und Ethnizität (Bax 2000; Kideckel 2000). Auch die sozialen Auswirkungen des Aufbrechens der kollektiven Landwirtschaft auf die lokale Bevölkerung in Osteuropa und der Sowjetunion (Abraham 1996; Anderson und Pine 1995; Kideckel 1995) und in China (Chan et. al 1992; Hann 1999; Liu 2000; Nie 2001) werden erforscht. Postsozialismusstudien untersuchen zudem den Wandel der Bedeutung von Staatsbürgerschaft Citizenship. So entdeckte Hann (1993b, 1996) bspw., dass ungarische DorfbewohnerInnen sich fühlten, als wären ihre Rechte als StaatsbürgerInnen im Verlauf der Transition verringert worden. Auch die Prozesse und Auswirkungen der Privatisierung von Land und ihre lokalen Bedeutungen werden untersucht (Verdery 1991, 1996). Ein weiterer Fokus dieser Forschungsrichtung liegt auf anderen Ebenen des wirtschaftlichen Lebens, wie die Untersuchung der lokalen Bedeutung und Nutzung von Marktplätzen oder lokalen Konsummustern (Lampland 2002).

²⁰ Beispielsweise wurde in der Mongolei die damalige Revolutionäre (kommunistische) Partei erneut gewählt. Diese Partei hatte sich jedoch stark transformiert. Beispiele sind hier stärkere zentralisierte Wirtschaft oder autoritäre Regime – wie Putins erneute Kontrolle der Wirtschaftssphären.

refusal to abandon values and expectations associated with socialism among sectors of population,” (Humphrey 2002: 13).

Dies bedeutet auch eine Neugierhaltung und die Unterlassung eines Transfers eurozentristischer Modelle (Verdery 1999)²¹. Es impliziert eine Kritik an der vom Kalten Krieg beeinflussten primär negativen Sichtweise sozialistischer Länder und Systeme. Zudem bedeutet es, die Transition nicht lediglich als eine erfolgreiche Bewegung zu mehr Demokratie darzustellen, sondern auch die negativen Seiten der neoliberalen Transformation ins Auge zu fassen. Diese Perspektive folge ich in der vorliegenden Arbeit. Die in Kuba eingeleitete Transformation wird nicht als prinzipiell positive automatische Entwicklung in Richtung der marktwirtschaftlichen Demokratie dargestellt, sondern vertieft durch Feldforschung vor Ort untersucht. Im Bezug auf den Transformationsprozess beziehe ich mich aufgrund des persistierenden „Stellungskriegs“ zwischen beiden Seiten der *Florida Straits* besonders auf die Quellen von Kubaforschenden jenseits der USA und Kubas, aus Ländern Europas, Kanada oder anderen Ländern Lateinamerikas. Bert Hoffmann untersucht aus politikwissenschaftlicher Perspektive die Reformen des kubanischen Sozialismus (1996, 2011a; 2011b) wie die marktwirtschaftlichen Reformen bei der Beibehaltung des Einparteiensystems (2010). Der englische Politologe Steve Ludlam (2009, 2012a, 2012b) analysiert die aktuelle Veränderung der politischen Kultur Kubas und die wirtschaftlichen Reformen unter der Präsidentschaft Raúl Castros. Auch Burchhardt (2000a) untersucht die Wirtschaftsreformen Kubas, eingeleitet durch den Wegfall des subventionierten Handels mit den sozialistischen Partnerländern nach dem Zerfall der Sowjetunion. In dem Zusammenhang ist Sönke Widderlichs (2002) Untersuchung zu den Auswirkungen des Transformationsprozesses auf die Bereiche der Grundsicherung bzw. die sozialen Grundpfeiler der Revolution, den Arbeitssektor, die Einkommensstruktur, auf die Ernährung (bzw. Versorgungslage und Konsummöglichkeiten) und auf den Wohnsektor für die vorliegende Arbeit zentral. Widderlichs kritisch-komparatistische Auswertung sowohl von Statistiken aus Kuba als auch aus dem Ausland ermöglichte mir eine Annäherung an Zahlen der Ernährungssicherung, der Bildung, des Gesundheitssystem, des Geldtransfers und der Wirtschaftserlöse. Die dort genannten Untersuchungen zu den Entwicklungen in den drei Sektoren boten mir bei der Rekonstruktion des Kontextes, in dem sich die Interviewten befanden, einen Bezugspunkt.

Allerdings betonen die oben genannten Studien in erster Linie makrostrukturelle Faktoren im Bereich der Wirtschaft und Politik. Auch die Erhebungsinstrumente sind an quantitativer Forschung orientiert. Qualitative

²¹ “Most anthropologists have been critical of policies based on the transfer of Western models, which overlook institutional contexts and the strong threads of continuity that mark even the most dramatic of social ruptures. Most economists have tended to dismiss this point.” (Hann 2002: 5).

oder dem interpretativen Paradigma folgende Studien zum Erleben des kubanischen Transformationsprozesses seitens einzelner Individuen oder Gruppierungen existieren in der Kubaforschung kaum. Lediglich Ingrid Kumtels (2009, 2004, 2002) Forschungen im Bereich von Gender berühren den Transformationsprozess, machen ihn aber nicht explizit zum Thema. Das Anliegen der vorliegenden Forschung ist es, diese empirische Lücke zu schließen und Aussagen über den kubanischen Transformationsprozess und dessen Auswirkungen zu machen, die makro- und mikro Dichotomien aufbrechen. Im Kontext der politischen Instrumentalisierung beziehe mich dabei primär auf fallrekonstruktive Analysen von teilnehmenden Beobachtungen und biographisch-narrativen Interviews (siehe Kapitel III), um eine Gratwanderung zwischen den unterschiedlichen Interessen in der kubanischen Transitionsdebatte zu ermöglichen und Aushandlungsprozesse von Alltagshandelnden darzustellen.

2.4 Ansätze zur Erforschung transnationaler Migration

In diesem Kapitel soll der Transnationalismus-Ansatz diskutiert werden, der sich als geeigneter Zugang zur Erforschung von Migrationsbewegungen erweist und auf den sich meine Forschung maßgeblich bezieht. In dem Kontext nenne ich empirische Forschungen und theoretische Verortungen, die für die vorliegende Forschung relevant sind.

2.4.1 Die Entstehung des Transnationalismusparadigmas

Das Konzept der transnationalen Migration entstand in den 1990er Jahren besonders von EthnologInnen und SoziologInnen (Appadurai 1995, 1996, 1998; Basch et.a. 1994; Glick Schiller et.al 1992, 1995; Grasmuck and Pessar 1991; Gupta/Ferguson 1992, 1997; Hannerz 1996) als Gegenentwurf zu den bis dato vorherrschenden Assimilations- und Integrationsansätzen in der Migrationsforschung. Sie entwickelten sich aus der Erkenntnis, dass MigrantInnen nicht „entwurzelt“ sind, wie bislang angenommen, sondern ihre Beziehungen zum Heimatland aufrechterhalten und sich zwischen mehreren Kulturen und sozialen Systemen bewegen.

Die Mehrzahl der theoretischen Ansätze bis in die 1980er Jahre konzeptualisierte Migration als einen einmaligen Akt, der einen Bruch mit dem Herkunftsland impliziert. Der Fokus der Migrationsforschung lag auf unidirektionalen Ortwechseln zwischen Nationalstaaten in erster Linie bestimmt von „Push“- und „Pull“-Faktoren. VertreterInnen der neoklassischen Ansätze nahmen bspw. an, dass Migration lediglich durch Lohngefälle und Arbeitskräftenachfrage zu erklären sei. Diesen Ansätzen (bspw. Todaro 1969) liegt die Konzeption des Menschen als „homo oeconomicus“ zu Grunde.

Im Folgenden sollen der Assimilations- und der Integrationsansatz und deren Raumverständnis, von dem sich die Transnationalismusforschung im Besonderen abgrenzt, dargestellt werden. Die Assimilations- und Integrationsmodelle entwickelten sich aus den Forschungen der Chicago School (insbes. den Eingliederungsmodellen von Park und Burgess 1921). Während der Assimilations-Ansatz zu Beginn von „Rasse“ als grundsätzlicher Differenz zwischen Menschen ausgeht, betont das Integrationsmodell die „gemeinsame Teilhabe von Zuwanderern an der Statusstruktur der Ankunftsgesellschaft,“ (Treibel 1999:81). Trotz der unterschiedlichen Nuancen liegt beiden Ansätzen ein spezifisches Raumverständnis zugrunde. Zum einen fokussieren sie lediglich auf die „Integration“ oder „Assimilation“ der Migrierenden im Gastland. Zum anderen teilen sich Assimilations- und Integrationsansätze das Verständnis von Gesellschaft als Container (vgl. Beck 1997, 2004). So versteht Esser, ein deutscher Vertreter des Assimilationsansatzes, Gesellschaft als übereinstimmend mit dem Nationalstaat, als „formell begrenzt durch die Reichweite seiner staatlichen Verfassung“ (2000:51). Sozialer Raum stimmt somit mit dem geographischen Territorium überein. Soziale Beziehungen, so die Annahme, beständen nur innerhalb dieser begrenzten Räume:

„Die für die Strukturierung menschlicher Lebenswelten und Alltagsroutinen relevanten und dominanten sozialen Räume waren über einen längeren Zeitraum und bis heute vorwiegend im Bezugsrahmen von Nationalgesellschaften eingewoben“ (Pries 1997: 29).

Integrationsansätze fokussieren eine Migration, deren Ziel die „Identifikation mit dem demokratischen Verfassungsstaat, seinen Werten und seiner politischen und rechtlichen Ordnung“ ist (Oberndörfer 2001:12). Migration bedeutet hier somit eine unidirektionale Wanderung vom Sender- ins Empfängerland bzw. von einem „Behälter“ in den nächsten. Es wird davon ausgegangen, dass sich Neuankömmlinge nach ihrer Ansiedlung entwurzeln und an die Gastgesellschaft anpassen. Nur die Aufgabe der Verbindungen zum Heimatland konnte eine Integration ermöglichen.²² Demzufolge wurden MigrantInnen als Fremde gesehen, die eine Herausforderung des Nationalstaates darstellten. Grenzüberschreitende Wanderungen galten als Ausnahme und wurden nicht selten problematisiert. Migration wird in diesen Diskursen immer wieder mit Entwurzelung, Instabilität und Identitätsverlust in Zusammenhang gebracht (Clifford 1997:24/Nyberg Soerensen 1999). Eine Involvierung in mehreren oder zwischen Nationalstaaten wurde ausgeschlossen. Integrationsansätze und damit auch die Aufnahmeländer verlangten eine Entscheidung für ein Land und damit die Aufgabe der Verbindungen zum anderen. KritikerInnen bemängeln die Re-

²² Man ging zudem davon aus, dass sich in der zweiten Generation der MigrantInnen Verbindungen zum Heimatland und der Kultur immer mehr verflüchtigen und schließlich auflösen würden, da sowohl Gesellschaft als auch Kultur mit dem nationalstaatlichen Territorium zusammenfalle.

duktion von Migration auf Ansiedlungs-, Assimilations- und Integrationsprozesse im Gastland (Rosenthal 2012: 8). Weder das Leben vor der Migration, die Migrationswege noch die Aufrechterhaltung von Beziehungen der MigrantInnen zu Menschen im Herkunftsland werden thematisiert. Zudem werde der Nationalstaat als Gesellschaftsraum naturalisiert (Beck 1997, 2004; Pries 2001b, 2008a; Smith 1979; Vertovec 2009; Wimmer/Glick Schiller 2002). Die Gleichsetzung von territorialem und sozialem Raum in der klassischen Migrationsforschung wird von TransnationalismusforscherInnen wie Wimmer und Glick Schiller (2002) sowie Adam Smith (1979) als „methodologischer Nationalismus“ kritisiert. Auch Ulrich Beck (1998a: 49ff.) kritisiert den rein nationalstaatlichen Blick der Sozialwissenschaften, der vorherrschende Diskurse lediglich reproduziere:

„Der soziologische Blick folgt der ordnenden Autorität – Macht und Gewalt – des Nationalstaates. Dies drückt sich darin aus, daß (sic) Gesellschaften Staaten (definitorisch) untergeordnet werden; Gesellschaften sind *Staatsgesellschaften*, Gesellschaftsordnung meint Staatsordnung (...) Auf diese Weise werden die Kategorien der staatlichen Selbstbeobachtung zu den Kategorien der empirischen Sozialwissenschaften, so daß (sic) sozialwissenschaftliche bürokratische Wirklichkeitsdefinitionen bestätigen“.

Neu an den Transnationalismustudien ist die Konzentration der Untersuchung auf soziale und kulturelle Zugehörigkeiten jenseits von fixen Territorien. Auch die Konstruktion von Ethnien als abgeschlossene, territorial abgrenzbare und statische Einheiten wird hinterfragt. Appadurai (1998) u.a. postulieren eine durch wachsende Migrationsbewegungen bewirkte Veränderung der sozialen, räumlichen und kulturellen Entstehung von Gruppenidentitäten. Ethnische Gruppen konstituieren sich demnach nicht mehr durch gemeinsame Geschichte, endogame Gemeinschaften, Sprache, gemeinsam angenommene Abstammung, das Teilen eines gemeinsamen Kanons an Werten und Normen und über ein gemeinsam bewohntes Territorium, denn sie sind nicht länger auf ein Territorium fixiert und keinesfalls homogen. Auf dieser Annahme gründet sich das Konzept der *Enträumlichung* von Nationalstaaten und ethnischen und sozialen Gruppen (Appadurai 1998, Glick Schiller et.al 1992). Es wurde nach neuen Ansätzen zur Erforschung sozialer Systeme und kultureller Zugehörigkeiten jenseits von fixen Territorien gesucht. Bezugsräume der transnationalen MigrantInnen wurden als „soziale Felder“ (Basch et. al. 1994:7), „glokale Szenarien“ (Beck 1997: 100), „transnationale soziale Räume“ (Pries 2001a:32) und „etnoscaapes“ (Appadurai 1998) bezeichnet. Die daraus entstehenden Forschungen über transnationale Migration untersuchten die „Bewegungen und Sozialräume zwischen (...) der Herkunfts- und Ankunftsregion“ der Migrierenden (Pries 2001a: 32). Der Begriff 'transnationale Praktiken' beschreibt „pluri-lokale(r) und dezentrale(r), dauerhafte(r) und dichte(r) Sozialbeziehungen und Austauschverhältnisse“ (Pries 2008a:160f.) zwischen Herkunft- und Ankunftsregionen.

Als erste VorreiterInnen der Transnationalismusforschung gelten die Soziologinnen und Ethnologinnen Nina Glick Schiller, Cristina Szanton Blanc und Linda Basch (1992), die in ihren Feldforschungen zu ImmigrantInnen aus Grenada, St. Vincent, Haiti und den Philippinen in New York grenzüberschreitende Prozesse sowie multiple soziale und nationale Zugehörigkeiten der MigrantInnen entdeckten, die sich nicht in analytische Konzepte der bis dato existierenden Migrationsforschung einordnen ließen. Sie beschrieben „transnationale Migration“ als grenzüberschreitende Prozesse von MigrantInnen, deren soziale Beziehungen und Praktiken mindestens zwei oder mehrere Staaten verbinden. Ziel der Forscherinnen war es, das in der Migrationsforschung bis dato vorherrschende binäre Modell von „Emigration“ vs. „Immigration“, sowie die reduzierende Annahme der Migration als von ökonomischen Faktoren bestimmt zu überwinden und auf die länderübergreifenden Praktiken der MigrantInnen aufmerksam zu machen (Lüthi 2005:1). Transnationale Migration wird von Glick Schiller et. al. als “the processes by which immigrants build social fields that link together their country of origin and their country of settlement” (1992:1) beschrieben. Sie schlagen den Begriff der TransmigrantInnen vor, statt des Begriffes der ImmigrantInnen, der eine unidirektionale Wanderung von einem Staat in einen anderen impliziere und auf Integration fokussiere, oder des Begriffes der EmigrantInnen, der die Auswanderung aus einem nationalen Territorium hervorhebe. In der vorliegenden Forschung benutze ich den Begriff „MigrantInnen“, da er weder die Bewegung „aus“ bzw. „ein“ noch einen „zwischen“ oder „übergeordneten Zustand“ (wie der Begriff Transmigranten) impliziert. Glick Schiller et. al. (1992, 1995) und Basch et. al. (1994) zeigen in ihrer Forschung, dass MigrantInnen sich zwischen mehreren sozialen Systemen bewegen. Transnationale Migration bezeichnet demnach die regelmäßige Wanderung von MigrantInnen über nationale Grenzen hinweg und das Aufrechterhalten von imaginären und manifesten Verbindungen, wie Austauschbeziehungen (in Form von ökonomischen, sozialen und kulturellen Rücksendungen) zu ihrem Herkunftsland. Transnationale Migration beschreibt dabei eine regelmäßige Wanderung zwischen mehreren Orten (seien es Nationen oder Regionen, Städte) als eine „spezifische Form der Lebensführung und nicht eine temporäre Übergangssituation“ (Pries 2001b:49). Um eine Voreingenommenheit durch klassische Migrationskonzepte zu vermeiden, fokussieren Glick Schiller et. al. besonders auf die alltagsweltlichen Handlungsmuster und Kommunikationsstrategien, durch welche transnationale Verflechtungszusammenhänge und transnational soziale Räume entstehen. Dies beinhaltet den Versuch, die AkteurInnen selbst wieder in theoretische Diskussionen einzubeziehen und sie als aktiv Handelnde anstatt als passive Subjekte, die auf ökonomische, soziale und politische Bedingungen reagieren, zu konzeptualisieren. „Der Gegensatz von „Struktur“ und „Agency“ sollte durchbrochen, und neben den strukturellen Determinanten von Migrationsprozessen sollten auch

die sie stützenden mikrostrukturellen Aspekte untersucht werden“ (Lüthi 2005:2).

2.4.2 Transnationalismus Konzepte

Um die sozialen Beziehungen oder Strukturen transnationaler Migration, die jenseits von Territorien liegen, zu definieren wurden unterschiedliche Begriffe und Konzepte wie das „transnationale Netzwerk“ (Castells 1996; Hannerz 1980), die „transnationale Gemeinschaft“ und der „transnationale soziale Raum“ (Pries 2001a, 2001b), das „transnationale soziale Feld“ (Glick Schiller et.al. 1992; Levitt/Glick Schiller 2004) aber auch der „Kosmopolitanismus“ (Vertovec/Cohen 2002), sowie die „Ethnoscapes“ (Appadurai 1998) entwickelt. In diesem Kapitel werde ich kurz die wichtigsten Konzepte der Transnationalismusforschung darstellen und die Kritik in den Sozialwissenschaften an letzteren diskutieren. Zudem möchte ich meinen Umgang mit den Begriffen in der vorliegenden Arbeit definieren.

Der transnationale Netzwerk-Ansatz behandelt Grenzüberschreitungen nicht als Bewegung von Einzelpersonen, sondern legt den Schwerpunkt auf soziale Netzwerke, die transnationale soziale Räume hervorbringen, in denen sich Migrationsbewegungen auf Dauer institutionalisieren. Die Beobachtung, dass soziale Netzwerke einen entscheidenden Einfluss auf Migration, die Art der sozialen Beziehungen, auf die Lebensgestaltung und auf das subjektive Empfinden der Migrierenden haben, geht auf die Beobachtungen von Ethnologen der Manchester School²³, die die Stadt-Land Migration in Ländern Subsaharaafrikas untersuchten, zurück. Aus diesen Untersuchungen entwickelte sich in den 1970er Jahren die Netzwerkanalyse als methodologisches Konzept, das Strukturen und zugrundeliegende Muster sozialer Gefüge untersuch- und darstellbar machen möchte (Hollstein/Strauss 2006; Jansen 2006; Scott 1997,). Ulf Hannerz (1980:181) betont, die Netzwerkanalyse konstituiere möglicherweise “the most extensive and widely applicable framework we have for the study of social relations“. Als abstraktere Perspektive sieht der Netzwerkbegriff eine Person als Art Knotenpunkt verbunden mit einem Netzwerk anderer Personen. Das transnationale Netzwerk bezeichnet Beziehungsgeflechte zwischen unterschiedlichen AkteurInnen, über die Transport und Migration erleichtert und Migrationswege geschaffen werden. Smith und Guarnzio (2002:4) definieren transnationale Netzwerke als “social networks that facilitate the reproduction of transnational migration.“ Dabei schaffen und ermöglichen diese Netzwerke transnationale Migration, wie Pries betont:

²³ insbesondere Arnold Epstein (1967) und Max Gluckman (1961) zur Stadt/Land-Migration im heutigen Sambia.

„Nicht Lohndifferenzen oder Absolutentfernungen sind für die konkreten Migrationsverläufe entscheidend, sondern die Beschaffenheit jener zwischen den Herkunfts- und Ankunftsregionen gespannten Netzwerke als auf Vertrauen und längerfristiger Berechenbarkeit beruhenden sozialen Interaktionsbeziehungen“ (2001a:34).

Die Bildung der transnationalen Netzwerke ist also die Voraussetzung für die Transnationalisierung des sozialen Raums. Es wird davon ausgegangen, dass soziale Beziehungen und internationale Migration transnationale Räume nicht lediglich herstellen, sondern auch durch alltägliche Praktiken reproduzieren. Demnach werden räumliche Strukturen durch repetitives Handeln im Alltag konstituiert verstanden (Glick Schiller et. al. 1992:5). Da die Mitglieder eines transnationalen Netzwerkes wie bspw. einer transnationalen Familie nicht immer „physisch migrieren“, sind transnationale Netzwerke als „delokalisierte Beziehungsverflechtungen“ (Pries 2008a:225) zu konzeptualisieren. KritikerInnen des Netzwerksansatzes beziehen sich zumeist auf die Methode der Netzwerkanalyse (Emirbayer/Goodwin 1994; Wundrak 2009). So meinen einige, dass die Aussagen über die Netzwerke zu wenig Informationen über die Nähe oder Distanz der Beziehungen geschweige denn über Machtasymmetrien in den Beziehungen aussagen (Massey 1993, 1999). Vertovec schlägt in Anlehnung an Mitchell (1974) vor, die Methode der Netzwerkanalyse von der Netzwerkperspektive zu trennen:

“In other words, one can productively use network terms and concepts to order the research process and to elucidate data significantly without going all the way to engaging bipartite graphs, *n*-clans and Labda sets...” (2010:36).

In der vorliegenden Arbeit benutze ich den Begriff „transnationale Familien-netzwerke“ dementsprechend nicht in Bezug auf die Netzwerkanalyse sondern als analytisches Konzept, das Strukturen- und Austauschbeziehungen des sozialen Gebildes der Familie über nationale Grenzen und geographische Distanzen am adäquatesten beschreibt. Diese multilokal organisierten familialen Netzwerke transportieren Güter und teilen Pflichten, soziale Positionen und Rollen auf. Gleichzeitig ermöglichen sie durch innerfamiliäre Solidaritätsnetzwerke die Migration anderer Familienmitglieder (*network mediated migration*). Sie schaffen transnationale Sozialräume, die durch ihre Reproduzierung und Institutionalisierung über das Handeln hinaus wirksam sind.

Unter dem von US-amerikanischen EthnologInnen geprägten Begriff der „Transnationalen Gemeinschaft“ wird ähnlich wie in der Diaspora die Entstehung von Gemeinschaften an einem Ort als losgelöst vom Heimatort verstanden. Die Hinzuziehung des Begriffs „Community“ wird als „Rückgriff“ auf die soziologische Kategorie Gemeinschaft und ihrer Definition nach Ferdinand Tönnies (1987/2001) sowie in Anlehnung an den Begriff der „imagined

community“ nach Benedict Anderson (2001) gesehen (Wundrak 2009: 57).²⁴ Aufgrund der Doppeldeutigkeit wird der Begriff der transnationalen Community weitreichend kritisiert, hinsichtlich der Übertragung des sozialkonstruktivistischen Begriffs nach Anderson, der „unterstellten“ Vergemeinschaftung von MigrantInnen und der Fokussierung auf den Ankunftsort (Mahler 2002;78f.).²⁵ Aufgrund der Mehrdeutigkeit und der Fokussierung auf das Ankunftsland erweist sich dieser Ansatz für die vorliegende Forschung als weniger geeignet.

Das Konzept des „transnationalen sozialen Raums“ wurde von dem deutschen Soziologen Ludger Pries (2001a, 2001b) in Abgrenzung zum Begriff der transnationalen Gemeinschaft entwickelt. Es kann von den absoluten Raumkonzepten der Diaspora und der transnationalen Gemeinschaft insofern unterscheiden werden, dass die Sozialräume im Flächenraum nicht lokalisierbar sind. In Anlehnung an Pierre Bourdieus Konzept der sozialen Räume und Felder liegt Pries' Konzept die Annahme zu Grunde, dass soziale Räume erfahrbare Einheiten seien, durch welche Handeln stattfindet. Allerdings grenzt sich Pries als Transnationalismustheoretiker von Bourdieus Konzeption von Gesellschaft als „Behälter“ (Rehbein 2008:87) ab und unterscheidet den Flächen- vom Sozialraum. Den Flächenraum definiert er als umgrenzte und klar definierte territorial räumliche Einheiten, über deren Existenz Konsens herrscht, bspw. den geographischen Raum des Nationalstaates, der Stadt oder des Dorfes. Sozialräume versteht Pries (2008a:229) als „in der Zeit relativ dauerhafte(n) und flächenräumlich als Ausdehnung und Anordnungsbeziehung wahrgenommene(n) Lebensbezüge von Menschen.“ Er definiert sie außerdem als „soziale Verflechtungszusammenhänge (...), die geographisch-räumlich diffus bzw. delokalisiert sind (...) (und) über den Sozialzusammenhang von Nationalgesellschaften hinausweisen“ (Pries 1996:456). Von Pries benutzte Begriffe wie „delokalisiert“ und „Loslösung“ evozieren Assoziation von Unabhängigkeit von Nationalstaaten. „Delokalisiert“ meint hier aber nicht die Unabhängigkeit von sozialen Beziehungen konkreter Territorien sondern weder im Gastland- noch im Herkunftsland lokalisierbare Räume. Nach Pries werden soziale Räume zwar

²⁴ Das Konzept der Gemeinschaft nach Tönnies meint damit ein Kollektiv von Menschen, das durch Interaktion eine soziale Gruppe bildet, die durch Gemeinsamkeiten wie politische Interessen, kulturelle Praktiken und gemeinsame Tätigkeit strukturiert sind. Der Rückbezug auf den Begriff der „imagined community“ nach Anderson (2001) impliziert dagegen eine „Enträumlichung“ von Nationalgebundenheiten und Grenzen. Anderson stellt die Nation als ein gemeinschaftliches vorgestelltes Konstrukt einer Gesellschaft dar, die durch das Handeln in Bezug auf diese Vorstellung immer wieder neu konstruiert wird.

²⁵ Wundrak (2009:58) sieht in der Übertragung des sozialkonstruktivistischen Begriffs nach Anderson (2001) die Annahme einer Auflösung der Nationengebundenheit der MigrantInnen. Zudem wird von vielen TransnationalismustheoretikerInnen die Mehrdeutigkeit des Begriffs der Community kritisiert, da er zum einen die Bedeutung von „Zusammengehörigkeit“ (Wirkgefühl) und zum anderen die Gebundenheit an soziale Räume (Milieus) beinhaltet. Mahler konstatiert: „transnational community carries with it, intentionally or not, the imputed notions of *communitas*, when in reality transnational relations may be divisive.“ (2002:76).

durch Handlungen konstituiert, auf der anderen Seite aber wirken soziale Räume auch durch ihre Institutionalisierung handlungsleitend. Pries (2001a:150) meint mit transnationalen sozialen Räumen „relativ dauerhafte, auf mehrere Orte verteilte bzw. zwischen mehreren Flächenräumen sich aufspannende verdichtete Konfigurationen von sozialen Alltagspraktiken, Symbolsystemen und Artefakten“. Das Konzept impliziert nicht nur physisches oder manifestes Handeln zwischen den Räumen, sondern beinhaltet auch eine imaginäre Komponente. So müssen die Mitglieder eines transnationalen Raums nicht migrieren, um in eine transnationale Lebenswelt eingebunden zu sein (Pries 2008a:255). Dieses Konzept, das die Imagination von Migrierten oder nicht Migrierten als transnationale Praktik miteinschließt, erweist sich in der Studie zu kubanischer Migration als sinnvoll. Auf der anderen Seite aber haben territorial definierte nationalstaatliche Diskurse und Nationalstaatsgrenzen entscheidenden Einfluss. Die Assoziationen, die der Begriff der deterritorialen transnationalen sozialen Räume hervorruft, machen den Begriff im Fall der kubanischen Migration somit unzureichend präzise, um die Isolation und die Aufrechterhaltung von territorialen Grenzen und deren Wirkmächtigkeit auf das Leben und das Denken der Menschen darzustellen.

Ähnlich wie der transnationale soziale Raum konzeptualisieren Glick Schiller et. al. (1992) und Levitt und Glick Schiller (2004) das Konzept der transnationalen sozialen Felder, das ebenfalls den Sozialraum losgelöst vom Territorialraum diskutiert. Dieses Konzept berücksichtigt jedoch späteren Ansätzen zufolge (Levitt/Glick Schiller 2004) Machtverhältnisse sowie die Wirkmächtigkeit territorialer und nationalstaatlicher Grenzen. Die Autorinnen schlagen einen analytischen Blick auf soziale Phänomene vor, der auf das Konzept des sozialen Feldes Bourdieus (1981, 1983, 1985) zurückgreift. Bourdieus soziales Feld ist durch den Kampf um Position und um symbolisches Kapital charakterisiert. In den unterschiedlichen sozialen Feldern sind jeweils spezifische Konstellationen der Kapitalsorten ökonomisches Kapital, soziales Kapital und kulturelles Kapital²⁶ relevant. Generell sind die sozialen Felder geprägt von Aushandlungsprozessen um Macht (Bourdieu 1981: 180). Glick Schiller und Levitt (2004) übertragen diese Theorie auf das transnationale Paradigma. Soziale Felder erstrecken sich demnach über Nationalstaaten hinaus. Die neu berücksichtigte Komponente der Aushandlungen von sozialen Positionen macht das transnationale soziale Feld zu einem geeigneten analytischen Konzept in der Erforschung transnationaler Migration.

Während Appadurais Konzept der Ethnoscapes (1995, 1998), das eine „Enträumlichung“ von Nationalstaaten voraussetzt, sich aufgrund des geringen

²⁶ Bourdieu (1983, 1985:10ff.) unterscheidet generell zwischen drei Formen von „objektiven Kapital“: Das ökonomische Kapital, das soziale Kapital und das kulturelle Kapital, das er noch einmal in inkorporiertes Kapital, objektiviertes Kapital und institutionalisiertes Kapital unterteilt. Hinzukommt das symbolische Kapital also das Prestige und die legitime soziale Anerkennung der drei vorgenannten Kapitalformen.

Fokus auf die Wirkmächtigkeit von Nationalstaaten für die vorliegende Forschung weniger eignet, ist Appadurais (1998) besondere Betonung der imaginär-imaginären Welt der MigrantInnen grundlegend. Identifikatorisch aufgeladene Orte (*places of identification*) sind nicht als Kopie oder Replikat des realen Ortes (*location*) zu sehen, sondern als eine Konstruktion aus der Ferne (Appadurai 1998: 20). Heimatländer werden somit neu erfunden und erhalten einen virtuellen Charakter (Appadurai 1998:14). Appadurai spricht in dem Zusammenhang von *global imagination* (ebd.). Dieser Zugang der Imagination ist von besonderer Bedeutung für die Gestaltung transnationaler Beziehungen kubanischer MigrantInnen und ihrer Herkunftsfamilien in Kuba. Da viele MigrantInnen aufgrund der restriktiven Migrationsbestimmungen Kubas nicht nach Kuba zurückkehren und ihre Verwandten in Kuba diese nicht besuchen dürfen (vgl. Kapitel 5.1.2.1; 6; 7), sowie aufgrund des eingeschränkten Internetzugangs kaum Kontakt mit ihren emigrierten Familienangehörigen aufrechterhalten können, erfährt die Praktik der Imagination eine neue Dynamik in Kuba.

Der von Steven Vertovec und Robin Cohen (1999) geprägte Begriff des *Cosmopolitanism* beschreibt die kulturelle Kompetenz (Vertovec 2009:70) sich in unterschiedlichen Kontexten zu bewegen. Koehn und Rosenau (2002:110-114) definieren unterschiedliche Dimensionen kosmopolitischer Kompetenz. Ähnlich wie im Begriff der Gemeinschaft wird die Mehrdeutigkeit des Begriffes des „Kosmopolitismus“ kritisiert, der zum einen eine gewisse „Offenheit zu Anderem und Fremdkulturellem“ impliziert, zum anderen Vorstellungen einer „kosmopolitischen Klasse“ evoziert. Es scheint ein elitäres Konzept zu sein, das eventuell die soziale Realität von WissenschaftlerInnen beschreibt, nicht aber die der MigrantInnen am anderen Ende der sozialen Hierarchie, die sich nicht frei zwischen Herkunfts- und Empfängerland bewegen und keinesfalls über ein besonderes transnationales Kompetenzarsenal verfügen wie bspw. „perfekte Beherrschung der gesprochenen und geschriebenen Sprache“ mehrerer Länder (Koehn/Rosenau 2002:110 in Vertovec 2009:71)²⁷. Vertovec (2009:71 ff.) betont, dass kosmopolitische kulturelle Fähigkeiten auch auf ArbeitsmigrantInnen, sogenannte „Working class cosmopolitans“, übertragen werden können. Durch transnationale Migration erlernen MigrantInnen also einen bestimmten Habitus bzw. das Repertoire²⁸ zweier Kulturen zu beherrschen (Swindler 1986 in Vertovec 2009:72). Diese Perspektive ist interessant in Hinblick auf die Untersuchung der Nutzung unterschiedlicher Repertoires und kultureller Codes der kubanischen MigrantInnen in Deutschland. Der scheinbare akteurszentrierte

²⁷ Dies betrifft in meiner Fallstudie lediglich die AkademikerInnen Alma, Julian und Clara. Auch Yandel identifiziert sich als Wissenschaftler in der internationalen Wissenschaftscommunity und damit als Kosmopolit.

²⁸ Ein Beispiel für das situative Nutzen der Repertoires unterschiedlicher Kulturen ist das sogenannte Code-Switchen, also der Wechsel von einer Sprache zur anderen zum Teil innerhalb eines Satzes.

Fokus jedoch scheint Figurationen, in denen Migrierende eingebettet sind, und Beschränkungen, denen sie ausgesetzt sind, zu verschleiern.

2.4.3 Annahmen des Transnationalismusparadigmas

Die vorgestellten Konzepte unterscheiden sich in einigen Nuancen und Bezugnahmen. Gemeinsame Grundannahmen sind jedoch, dass: 1. die Migrationsbewegung neue erfahrene Lebenswelten herausbildet, indem sie faktisch existierende, neue manifeste oder imaginierte Räume konstituiert, in welchen MigrantInnen mittels Technologien und Praktiken verbunden sind, 2. diese Lebenswelten den Ort der Selbstverortung darstellen und durch das Handeln der MigrantInnen neue Verbundenheiten entstehen, und 3. die MigrantInnen zwar nicht enthoben von faktischen und fixen Territorien und Nationalstaaten sind, aber sich losgelöst von diesen konstituieren. Im Folgenden wird auf die Annahme der „neuen Qualität der Migration“, auf die Definition transnationalen Handelns, sowie auf die im Transnationalismusansatz antizipierte abnehmende Bedeutung von Nationalstaaten detailliert eingegangen.

2.4.3.1 Transnationalismus oder die neue Qualität der Migration

In der Transnationalismusforschung ist umstritten, ob es sich bei der Entstehung transnationaler Migration um ein neues Phänomen handelt oder ob nicht vielmehr der wissenschaftliche Paradigmenwechsel zu einer neuen Betrachtung geführt habe. Über die Datierung des Beginns der Globalisierung und damit auch transnationaler Migration herrscht unter Transnationalismus- und GlobalisierungstheoretikerInnen Uneinigkeit. Während Anderson in der Kolonialisierung und im Kapitalismus den Ursprung der Globalisierung sieht, konzeptualisieren andere die Ausweitung des Kapitalismus nach dem zweiten Weltkrieg als Auslöser der Globalisierung (Beck 1997). Nach Pries (1996:485f.) führt die immense Zunahme der Arbeitsmigration zu einem Wandel der Lebenswelt transnationaler MigrantInnen und zu einer „neuen Qualität“ von Migration. Robert Smith (2001:40) stellt fest, dass es schon um 1860 transnationale Migrationsnetzwerke zwischen Schweden und den USA gegeben habe. Dennoch betont er, dass sich die Natur dieser Beziehungen verändert habe. Auch Pries (2008a:195) sieht transnationale Migration als „historisch zwar nicht völlig neuen, wohl aber in dieser Qualität und Quantität neuartigen Typus internationaler Migration durch weit mehr als nur häufige Ortswechsel und Austauschbeziehungen zwischen unterschiedlichen Sozialräumen“. Auch Joppke und Morawska (2003:29 in Vertovec 2009:14) betonen: “Although not a new phenomenon in the history of international migration, contemporary immi-

grant transnationalism, of course, is not an exact replica of the old, but a different configuration of circumstances.”

Diese „Veränderung der Qualität“ transnationaler Migration wird von TransnationalismustheoretikerInnen allgemein mit der Zunahme der Technisierung und dem Ausbau der Informations- und Kommunikationstechnologien im Zuge der Globalisierung erklärt (Beck 2000; Castells 1996; Pries 2008a; Smith 2002; Vertovec 2009). „Technology has made it possible for migrants and their children to have simultaneous and on-going participation in their communities of destination and origin.” (Smith 2002:214). Durch die Verbesserung der Infrastruktur, günstigere und immediate Transportmöglichkeiten und grenzübergreifende Informationsflüsse durch die Erfindung des Internets entsteht eine „neue Simultaneität“ transnationaler Verbindungen.

“...advances in the ‘technology of contact’ have powerfully affected the extent, intensity and speed at which they (migrants a.d.V.) can do so. Cheap telephone calls, faxes, email and Internet sites, satellite TV, ubiquitous print media and inexpensive and frequent modes of travel have allowed for continuous and real-time communication within global migrant networks,” (Vertovec 2009:15).

In Becks (2000) Annahme sowie in Luhmanns Weltgesellschaft werden Technisierung und Kommunikationstechnologien zum Schlüssel (Levitt/Glick Schiller 2004:2008). Auch Pries (2008:50a) sieht Kommunikationstechnologien und den qualitativ verbesserten Transport „als wichtigstes Merkmal der neuen Infrastrukturen, die die grenzüberschreitende Migration im 21. Jahrhundert ganz wesentlich erleichtern“. Vertovec (2010:54ff.) spricht von “Cheap calls (as A.d.V.) the glue of migrant transnationalism.” MigrantInnen könnten sich demnach über das Internet, billige Telefonverbindungen und über Flüge simultan in unterschiedlichen Staaten und kulturellen Systemen aufhalten und zwischen ihnen bewegen. Neue Transport- und Kommunikationstechnologien verursachten neue Formen der Verflechtungen von Menschen über nationale Grenzen hinweg, so dass „grenzüberschreitenden Migrationen immer weniger einmalige und unidirektionale räumliche Bewegungen, sondern zunehmend in komplexe, dauerhafte und ausdifferenzierte Pendelströme von Menschen, Waren und Informationen eingebettet sind,“ (Pries 1996:456). TransnationalismustheoretikerInnen postulieren also eine im Zuge der Globalisierung entstandene *neue Qualität* transnationaler Beziehungsgeflechte ermöglicht durch Infrastruktur, Informations- und Kommunikationstechnologien. Die vorliegende empirische Untersuchung transnationaler Netzwerke zwischen Kuba und Deutschland jedoch fordert diese Annahmen heraus (Kapitel 8), da eine derartige Simultaneität im Kontext des restriktiven Internetzugangs in Kuba nicht gegeben ist und ein diachronischer Blick (Kapitel 5.1) zeigt, dass transnationale Verbindungen in Kuba keine neuartigen Phänomene sind, sondern bereits seit der spanischen Kolonialzeit existierten.

2.4.3.2 Die transnationale Qualität der Migration

Was also macht Migration transnational bzw. was sind die Kriterien transnationaler Migration? In der Transnationalismusforschung gibt es hierzu unterschiedliche Standpunkte. So betonen einige WissenschaftlerInnen (Portes et.al. 1999), dass bislang nur eine kleine Gruppe von MigrantInnen sich in transnationalen Praktiken engagiert. Sie postulieren, dass die inflationäre Verwendung des Begriffs Transnationalismus eher mit einer Modeströmung als mit einer wirklichen Zunahme des Phänomens zu begründen ist, denn das aktive Überqueren von Grenzen und das Senden von finanziellen Rücksendungen erfordert eine bestimmte sozioökonomische Position und auch einen rechtlichen Status im Gastland. Andere WissenschaftlerInnen (Appadurai 1998; Faist 2006; Mahler 2002; Pries 2008) jedoch betonen, dass transnationale Praktiken nicht auf „manifeste“ grenzüberschreitende Handlungen zu reduzieren seien. Offensichtlich liegen hier unterschiedliche Kriterien und Definitionen der transnationalen Migration vor. Portes et. al. bspw. reduzieren transnationale Aktivitäten bspw. lediglich auf:

“...occupations and activities that require regular and sustained social contacts over time across national borders for their implementation (...) It excludes the occasional gifts of money and kind sent by immigrants to their kin and friends (not an occupation) or the one time purchase of a house or lot by an immigrant in his home country (not a regular activity).” (Portes/Guarnizo/Landolt 1999:219).

Sie definieren transnationale Migration ähnlich wie das aus der Kulturwissenschaft stammende Konzept der „Multilokalität“ als eine „*vita activa* in mehreren Orten“ (Rotshoven 2006). Auch Basch et. al. (1994) beschränken transnationales Handeln auf die Bewegungen der MigrantInnen zwischen unterschiedlichen Systemen, sowie die regelmäßigen kulturellen, sozialen und finanziellen Rücksendungen der MigrantInnen²⁹. Sie beschreiben zudem die aktive Involvierung von MigrantInnen in die Politik ihres Heimatlandes wie bspw. in der Fallstudie zu haitianischen MigrantInnen in den USA. Nach dieser Auffassung wären ärmere MigrantInnen, die weder Geld zurücksenden noch durch Reisen ins Heimatland oder übers Internet die Beziehung zu ihren Verwandten aufrechterhalten können, keine transnationalen MigrantInnen.

Andere WissenschaftlerInnen jedoch postulieren, dass MigrantInnen auch ohne regelmäßige Mobilität zwischen mehreren lokalen/nationalen Kontexten transnational sind (Appadurai 1998, Pries 2008, Faist 2006, Mahler 2002). Auch „Nichtmigrierende“ bzw. zurückgebliebene Familienmitglieder sind involviert in transnationalen Praktiken. Ähnliches beschreiben auch Glick-Schiller/Levitt:

²⁹ In späteren Publikationen (bspw. Levitt/Glick Schiller 2004) erweitert Nina Glick Schiller die Definition von transnationalem Handeln aus wie weiter unten erläutert.

“We should not assume that those with stronger social ties will be more transnationally active than those with weaker connections nor that the actions and identities of those with more indirect ties are less influenced by the dynamics within the field than those with direct transnational ties.” (2004:1009).

Pessar und Mahler (2001: 8) betonen die Notwendigkeit, neben manifesten bzw. sichtbaren, sich materialisierenden Aktivitäten auch die subjektiven Zugehörigkeiten bzw. Subjektlokalisierungen und Imaginationen der MigrantInnen in die Analyse des Transnationalismus mit einzubeziehen:

“However, there are cases where people may not take any transnational actions that can be objectively measured (such as remitting funds, writing letters or joining transnational organizations) yet live their lives in a transnational cognitive space.”

Derartige Ansätze der Transnationalismusforschung beschränken sich nicht auf manifeste Orte oder Aktivitäten, sondern beziehen sich auch auf das Leben in einem imaginären Raum (*imagined place*) (Appadurai 1998). So müssen die „Mitglieder eines transnationalen Netzwerks (...) nicht unbedingt physisch migrieren“, um in eine „transnationale Lebenswelt eingebunden“ zu sein (Pries 2008a: 255). Der Befund, dass in den untersuchten transnationalen Familiennetzwerken zwischen Kuba und Deutschland manifestes transnationales Engagement nicht immer möglich ist und imaginäre Verbindungen das Handeln der in Kuba zurückgebliebenen Familienmitglieder bestimmt, verdeutlicht die Notwendigkeit der Einbeziehung von „nicht manifestem Handeln“ – wie der Imagination – in der Definition von transnationalem Handeln (siehe Kapitel VII, VIII).

2.4.3.3 Gebundenheit bzw. Ungebundenheit von nationalstaatlichen Strukturen

Das Konzept der transnationalen Migration scheint zum Teil „die abnehmende Bedeutung von Nationalstaaten, nationalen Territorien, nationalen Identitäten und Loyalitäten“ zu antizipieren (Lüthi 2005: 4). Die im Transnationalismusparadigma zum Teil postulierte „Deterritorialisierung“ sowie die Dekonstruktion des sozialen Konstrukts der Nation läuft einigen TransnationalismuskritikerInnen zufolge (Haung 2000, Wundrak 2009; Bommes 2003; Waldinger Fitzgerald 2004) Gefahr, „den alltäglichen Konstruktionsprozess von Nationen, ihre Vorstellungen davon und ihre Faktizität in der Konsequenz des Deutens und des Handelns der Menschen“ (Wundrak 2009: 53) zu verschleiern, denn auch soziale Konstrukte können nicht einfach aufgelöst werden, sondern sind weiterhin wirksam. Wundrak (2009:53) fasst diese Kritik wie folgt zusammen: „Die alle menschlichen Aktivitäten beeinflussende Machtkomponente von Nation in der Migrationsforschung dabei unberücksichtigt zu lassen, wäre ein genauso schwieriger Fehler, wie sie als „natürliche“ (vordiskursive) Gegebenheit anzu-

nehmen.“ Waldinger und Fitzgerald (2004:1193) kritisieren ebendiese unzureichende Berücksichtigung der Machtkomponente der Nation:

“While implicitly rejecting the view that social relations should be contained within the boundaries of the state, however, the students of immigrant transnationalism have unfortunately forgotten about the processes that produce a container society – whether driven by states’ efforts to bound the societies they enclose or by more informal, ethnocultural membership practices that aspire the same goal”.

In der Tat lässt das Konzept des „deterritorialisierten Nationalstaates“ (Glick Schiller et. al 1992, Basch et. al. 1994) Assoziationen von Ungebundenheit letzterer evozieren. Glick Schiller (2004, 2010b) weist jedoch die Kritik, die ihr von TransnationalismuskritikerInnen (Bommes 2005, Waldinger/Fitzgerald 2004) entgegengebracht wird, sie würde mit ihrem Konzept des „deterritorialisierten Nationalstaates“ von einer abnehmenden Bedeutung von Nationalstaaten ausgehen, zurück³⁰. John Urry (2001) dagegen fordert eine radikalere Perspektive, die den Blick auf das „Soziale als Gesellschaft“ durch die Betrachtung des „Sozialen der Mobilität“ ersetzt. Ziel sei, so Urry (2001:18 in Pries 2008b:50) die Entwicklung einer Soziologie, die „um Netzwerke, Mobilität und horizontale Bewegungsströme organisiert ist und die auf Metaphern aufbaut, die auf Bewegung, Mobilität und kontingente Ordnungsemergenz ausgerichtet sind anstatt auf Statik, Struktur und soziale Ordnung.“ Pries (2008b:50f.) kritisiert hierbei die Enträumlichung sozialer Ungleichheiten:

„Auch wenn Urrys Plädoyer für eine dynamische Betrachtung wichtig ist, es besteht hier leicht die Gefahr, ‚das Kind mit dem Bade auszuschütten‘, wenn eine völlige ‚Enträumlichung‘ oder ‚Entgesellschaftlichung‘ der Ungleichheitsforschung und damit letztlich die Aufgabe jeder *Bezugseinheit* angestrebt würde.“

In der postmodernen positivistischen und Akteur-zentrierten Auslegung von Transnationalismus werden MigrantInnen als subversive, revolutionierende Elemente stilisiert, die Konstrukte von Identität, Staatlichkeit und Nation unterwandern. Manchmal werden sie gar zu „Vorreitern der Globalisierung“ stilisiert (siehe hier bspw. Bhabha 1990, 1994). Transnationale MigrantInnen erscheinen als unabhängige AkteurInnen losgelöst von strukturellen Zwängen und durch Macht strukturierte soziale Prozesse. Katherine Mitchel (1997a) kritisiert diese Annahme der hybriden diasporischen ‚Third Space‘ Perspektiven (Bhabha 1994), die existierende Hegemonien wie „Rasse“, „Ethnizität“ und „Nation“ unterwanderten. Diese Ansätze laufen Transnationalismus-KritikerInnen zufolge Gefahr, soziale Ungleichheiten sowie strukturelle Zwänge zu verschleiern (Bommes 2003; Haug 2000; Waldinger Fitzgerald 2003, 2004; Wundrak

³⁰ Sie präzisiert, um jene Missverständnisse von TransnationalismusforscherInnen oder –kritikerInnen zu klären: “I want to be clear from the very beginning that by *eschweigen* methodological nationalism (...) I am not saying – and I have never argued – that the nation-state is withering away,” (2010:27).

2009). Die Macht struktureller Einbettung würde weniger berücksichtigt, sondern stattdessen in einer Akteur-zentrierten Perspektive primär auf die Aktivitäts-Aktivitäten der MigrantInnen fokussiert (Glick-Schiller/Levitt 2004: 1002, 1014). Hierbei wird *agency*³¹ nicht selten mit freiem Willen in Verbindung mit der Vernachlässigung des soziokulturellen Einflusses und gesellschaftlicher struktureller Machtbeziehungen konzeptualisiert. Das Fehlen der Analyseebene, die die Wechselwirkung zwischen strukturellen staatlichen Einschränkungen und Handlungsmöglichkeiten differenziert, führt KritikerInnen zufolge (Bommes 2003, Guarnizo/Smith 1998) zu der irreführenden Annahme, dass nationalstaatliche Politiken für TransmigrantInnen an Einfluss verlören. Dem ist entgegenzusetzen, dass transnationale MigrantInnen nicht unabhängig von gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Strukturen handeln können, sondern dass ihr Handeln vielmehr in ebendiese Strukturen eingebettet ist (Guarnizo/Smith 1998:6) bzw. in Wechselwirkung zu staatlichem bzw. institutionellem Handeln steht. Zudem sind es nicht nur MigrantInnen, die transnationale Verbindungen herstellen bzw. verstellen sondern auch Staaten (Basch et.al. 1994, 2010; Levitt/Glick Schiller 2004)³². Barbara Lüthi (2005:4f.) kritisiert ebendiese angenommene Abnahme der Bedeutung von Nationalstaaten im Zuge von Migration in Bezugnahme auf eine Untersuchung der italienischen Historikerin Donna Gabaccia zu Nationalstaat und Grenzüberschreitungen im Ersten Weltkrieg wie folgt:

„Verschiedene Untersuchungen haben jedoch die zunehmende Bedeutung der Nationalstaaten in ihrer restriktiven Funktion als Kontrollinstanz gerade auf dem Gebiet der Migration vor allem seit dem Ersten Weltkrieg nachgezeichnet. Die internationalen Migrationsströme haben weniger die Nationenbildung behindert als sie möglicherweise vielmehr gefördert. Moderne Nationen, so die Historikerin Donna Gabaccia, „were not built in the absence of human mobility, or on national territories occupied by sedentary persons; instead, the intensity of the mass migrations of the nineteenth century may actually help to explain the intensity of nationalist movements and the focus of national states on ideological nation-building in the years prior to World War I“. Es gilt somit, (...) dass der Nationalstaat weiterhin ein wichtiger Bezugspunkt in der Untersuchung transnationaler (Migrations-) Geschichte bleibt.“

³¹ *Agency* lässt sich weitgefasst als “the socioculturally mediated capacity to act” (Ahern 2001: 112) definieren. MacLeod (1992: 534) beschreibt die Vielfältigkeit und Komplexität der *agency*, die sich nicht auf reinen Widerstand bzw. freien Willen reduzieren lässt, wie folgt: “(...) even as subordinate players (they) always play an active part that goes beyond the dichotomy of victimization/acceptance, a dichotomy that flattens out a complex and ambiguous agency in which women accept, accommodate, ignore, resist, or protest-sometimes all at the same time”. In dieser Linie grenzt sich auch Ortner von der Konzeptualisierung von *agency* als Synonym für „freien Willen“ ab und fordert u.a. eine historische Betrachtung und die Berücksichtigung von Macht in der Analyse von *agency*.

³² So beschreiben Glick-Schiller et. al. Praktiken des haitianischen Staates oder auch anderer Staaten, ihre Diasporas strategisch in die nationale Politik oder in Nationbuilding-prozesse mit einzubinden.

Auch eine Abnahme der Wirkmächtigkeit territorial nationalstaatlicher Diskurse oder eine zwangsläufige Verortung der MigrantInnen im transnationalen Raum kann KritikerInnen zufolge nicht vorausgesetzt werden. Rosenthal et. al. (2011) bspw. entdecken in ihrer empirischen Studie zu ethnischen Zugehörigkeiten von Russlanddeutschen, dass politische und soziale Diskurse multiple Zugehörigkeiten und ein Leben im transnationalen Raum nicht zulassen, sondern stattdessen eine einmalige Entscheidung der nationalen und ethnischen Zugehörigkeit fordern. Die in der vorliegenden Studie untersuchten kubanischen MigrantInnen verdeutlichen die Schwierigkeit der analytischen Loslösung von fixen Territorien und der Macht der Nationalstaaten in einigen Ansätzen transnationaler Migration, da gerade sie besonders von Regulierungen (territorialstaatlicher) Migrationsregime und –diskurse abhängig sind (5.1.2.1.).

In der vorliegenden Forschung werden Formierung und Auswirkungen transnationaler Familiennetzwerke zwischen Deutschland und Kuba empirisch untersucht. Der Transnationalismus-Ansatz bietet mir dabei einen Analyserahmen, in dem ich soziale Beziehungen, Subjektpositionierungen und die Rolle von Macht, von Konstrukten wie Nation, Grenzen, sozialem Status etc. eruiere. Dabei definiere ich Transnationalismus als die imaginäre Bezogenheit sowie die Aufrechterhaltung von manifesten und imaginären Austauschbeziehungen in zwei nationalstaatlichen Räumen. Gleichzeitig grenze ich mich von Assimilations- und Integrationsansätzen ab, die eine binäre Ordnung von „Abspaltung vom Herkunftsland“ oder „Assimilation bzw. Integration im Gastland“ konstruieren.

2.4.4 Migration, soziale Transformation und Entwicklung

Migration ist ein Faktor der Transformation. Sozialer Wandel kann durch transnationale Migration verursacht oder ausgelöst werden.

“Social change, in migrant transnationalism studies, tends to be gauged by the ways in which conditions in more than one location impact upon such forms of social organization and the values, practices and structures that sustain them.” (Vertovec 2009:21).

Schuerkens (2005:534 in Vertovec 2009:21) betont dabei, dass Migration sozialen Wandel sowohl im Herkunftsland als auch im Aufnahmeland der MigrantInnen auslöst. Sozialer Wandel beinhaltet dabei auch eine Rekonfiguration von Machtpositionen in der Familie, in der Gesellschaft, eine Transformation der Geschlechterrollen und –Verhältnisse aber auch weitere strukturelle Veränderungen der sozialen, politischen und ökonomischen Organisation. Diese größeren strukturellen Wandlungsprozesse können als „soziale Transformationen“ (Rosenau 2003; Wiltshire 2001) bezeichnet werden. Studien zu transnationaler Migration betonen die global durch transnationale Migration ausgelöste Transformation nationaler Gesellschaften, lokaler Gemeinden und

Individuen (Castells 2001; Hannerz 1996; Held 1999; Rosenau 2003). In der vorliegenden Untersuchung geht es allerdings nicht nur um die Entstehung neuer globaler Vernetzungen sondern um den Einfluss transnationaler Migration und transnationaler Netzwerke auf den kubanischen Transformationsprozess. Ich bezeichne strukturelle Veränderungen der ökonomischen, sozialen und politischen Organisation sowie der Beziehungen in einer Gesellschaft, die keinesfalls zwangsläufig auf deren Territorialgrenzen reduziert sind, als „soziale Transformation“. Um von einem Transitionsinteresse bzw. einer „Transitologie“ (Hann 2002: 1) Abstand zu nehmen, untersuche ich die Veränderungen ökonomischer, politischer und sozialer Art in Kuba unter den weiteren Begriff „Transformation“. Hierbei sind jedoch nicht makrostrukturelle Transformationen im Gegensatz zu ‚mikrostrukturellen sozialen Wandel‘ (Rosenau 2003:23) zu konzeptualisieren. Soziale Transformation bezeichnet in der vorliegenden Arbeit stattdessen die Verschränkung von Mikro- und Makroprozessen. So können sich, wie Portes (2003 in Vertovec 2009:24) betont, auch scheinbar „individuelle“ Handlungen einzelner MigrantInnen auf größere Transformationen auswirken:

“Despite its limited numerical character, the combination of a cadre of regular transnational activists with the occasional activities of other migrants adds up to a social process of significant economic and social impact for communities and even nations. While from an individual perspective, the act of sending a remittance, buying a house in the migrant’s hometown, or travelling there on occasion have purely personal consequences. In the aggregate they can modify the fortunes and the culture of these towns and even of the countries of which these are part.”

In dem Zusammenhang wird in dieser Arbeit nicht lediglich die Schaffung von Transformationen durch Migration untersucht, sondern vielmehr der Einfluss, den transnationale Familien auf den bereits angestoßenen kubanischen Transformationsprozess haben.

“...while not bringing about substantial societal transformations by themselves, patterns of cross-border exchange and relationship among migrants may contribute significantly to broadening, deepening or intensifying conjoined processes of transformation that are already ongoing,” (Vertovec 2009:24).

In der vorliegenden Studie sollen die transnationalen Netzwerke kubanischer MigrantInnen, die Funktion der Aufrechterhaltung transnationaler Beziehungen und der Einfluss der kubanische MigrantInnen auf ihre Familien und auf das sich im sozialen, ökonomischen und politischen Transformationsprozess befindende Kuba untersucht werden.

Die Diskussion um Migration und Entwicklung ist verknüpft mit der Annahme von Migration als Faktor der sozialen Transformation. Die Migrations- und Entwicklungsansätze beinhalten jedoch ein spezielles Interesse an der Richtung der durch Migration angestoßenen Transformation. Die Verbindung von Migration und Entwicklung wurde bereits in politischen Diskursen des „globa-

len Nordens“ in den 1960er Jahren betont, in denen Europa und die USA GastarbeiterInnen benötigten. Die Entwicklung des Herkunftslands sollte durch Geldrücksendungen der MigrantInnen und Rückkehrmigration der Hochqualifizierten erreicht werden. Wie Faist (2010: 68) darstellt, war dieses Konzept eng an wirtschaftliche Modernisierungskredos gebunden:

“This view clearly corresponded to overall economic modernization concepts (...) it was congruent with the economics textbook mantra, which suggests that the emigration of surplus labor from underdeveloped areas leads to a new equilibrium between capital and labor.”

Wurde Migration in den Dependenzansätzen der 1970er und 1980er Jahren³³ als problem- und defizitorientiert im Sinne von Brain Drain konzeptualisiert, sehen rezente entwicklungspolitische und wissenschaftliche Diskurse seit den 1990ern Migration erneut als Potential von Entwicklung. Es wird von einem neuen „Entwicklungsmantra“ (Ratha 2003) oder von einer “celebration of migrants as agents of development” (Glick Schiller/Faist 2010:3) gesprochen. Die zentrale Debatte zur positiven Rolle von MigrantInnen in der Entwicklung des Herkunftslandes findet sich besonders in entwicklungspolitischen Diskursen des „globalen Nordens“ bspw. in der Migrationsstrategie der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ), in internationalen Organisationen wie dem IWF und der Weltbank, der OECD oder im Aktionsprogramm der Europäischen Kommission (2009 bis 2014). Auch der Bericht der Global Commission on International Migration (GCIM 2005) unterstützt diese Perspektive. Die Entwicklungspolitik erkennt damit das Potential der Geldrücksendungen für die Entwicklungszusammenarbeit, da der jährliche Geldtransfer von MigrantInnen an ihre Familienmitglieder in Höhe von 225 Milliarden US-Dollar (Weltbank 2011³⁴) die Zahl der öffentlichen Entwicklungshilfegelder (ODA) der Organisation for Economic Cooperation and Development in Höhe von 133,5 Milliarden US-Dollar (OECD 2012) übersteigt.³⁵ Aber auch Herkunftsländer haben das Potential der Einbeziehung von MigrantInnen erkannt.³⁶

³³ Die Dependenztheorie hinterfragte das Modernisierungskredo der Migrations- und Entwicklungsansätze. Migration führte demnach nicht zur Entwicklung der Sendeländer sondern vielmehr zu der Unterentwicklung und Abhängigkeit derselben (Portes/Walton 1981). Brain Drain, die Auswanderung von hochqualifizierten Arbeitskräften aus dem Süden in den Norden verstärkt nach dieser Perspektive die Abhängigkeit und die Unterentwicklung.

³⁴ Migration and Remittances Factbook 2011, The World Bank. <http://data.worldbank.org/data-catalog/migration-and-remittances>

³⁵ <http://www.oecd.org/berlin/presse/oda-zahlen2011wenigerfinanzmittelfurentwicklungslander.htm>

³⁶ Ghana bspw. konzeptualisiert die ghanaische Diaspora als Teil der Nation und betont die Schlüsselrolle der MigrantInnen in der Entwicklung des Landes (Nieswand 2009). Dies trifft auch für Mexiko mit seinem sogenannten „Tres-Por-Uno“ (=Drei-für-Einen) Programm, in dem die mexikanische Zentralregierung für jeden von MigrantInnen rückgesendeten Dollar drei Dollar für regionale Entwicklungsprojekte in der jeweiligen Region investiert. In El Salvador machen die Geldüberweisungen 16% des Bruttoinlandsprodukts aus (Europäische Kommission 2007: 23).

Migrations- und Entwicklungskonzepte implizieren häufig eine kausale Beziehung zwischen Migration und wirtschaftlicher Entwicklung. Es wird davon ausgegangen, dass Geldrücksendungen automatisch zur Armutsbekämpfung und zum Wirtschaftswachstum und Wohlstand der Bevölkerung des Sendelandes führen.³⁷ Negative Auswirkungen, die bspw. im Fall der kubanischen Migration deutlich werden (siehe Kapitel VI, VII), wie die Verstärkung sozialer Ungleichheit oder der Rückzug des Staates aus dem sozialen Sicherungssystem, werden dabei unzureichend thematisiert.³⁸ Zudem wird das Senden der *remittances* als selbstverständlich vorausgesetzt, die Ursachen, Bedingungen, sozialen Kontexte und Auswirkungen aber kaum betrachtet, so Glick Schiller:

“Migrants are seen as remittance senders without sufficient discussion of how migrants are positioned in a new locality in terms of class and occupation, why migrants should want to send remittances, and to whom and where their transnational relations extend. Migrants’ cultural values offer an insufficient explanation as to why migrants send large amounts of remittances...” (2010a:40).

Für die vorliegende Untersuchung bedeutet dies, sich nicht von Modekonzepten leiten zu lassen. Stattdessen gilt es, den Einfluss der Migration auf die MigrantenInnen selbst, die Familien und das Herkunftsland empirisch zu untersuchen und zu prüfen, welche gesellschaftlichen Transformationen durch Migration angestoßen werden und ob diese „Entwicklung“ bringen. Die automatische Annahme von ökonomischer und sozialer Entwicklung in Herkunftsländern durch *remittances* muss kritisch hinterfragt werden.

In den Entwicklungsberichten oder Forschungen zum Einfluss von MigrantenInnen auf Entwicklungen des Herkunftslandes ist zumeist ein ökonomischer Fokus zu erkennen. Makroökonomisch wird der Einfluss der *remittances* auf Volkswirtschaften untersucht. Der prozentuale Anteil des Geldtransfers aus dem Ausland am Bruttoinlandsprodukt des Landes wird gemessen. Aber auch materielle Auswirkungen oder Investitionen im Sendeland wie Geschäftsgründungen

³⁷ Migration wird hier als eine „Win-Win-Situation“ für Sendeländer aus dem globalen Süden und Empfängerländer aus dem globalen Norden konzeptualisiert. Glick Schiller und Faist (2010:2) sehen in dieser Betonung der positiven Auswirkungen der Migration auf das „Sendeland“ seitens des „globalen Nordens“ jedoch eine Rechtfertigung des *Brain Drains* sowie eine Verschleierung der negativen Aspekte wie der ansteigenden Disparitäten zwischen Entwicklungsländern und den Ländern des globalen Nordens. Mit der Annahme des Wirtschaftswachstums des Sendelandes durch Migration und Rücksendungen wird die Hoffnung verknüpft (siehe Europäische Kommission 2005), dass auf lange Sicht Geldrücksendungen und andere Rücksendungen von Humankapital den Migrationsdruck in den Sendeländern und somit die Immigration in die EU verringern (Faist 2010: 85). Dies erklärt den scheinbaren Widerspruch der Zelebrierung des Migrations- und Entwicklungsdiskurses bei simultanen verstärkten Migrationsrestriktionen und –kontrollen der Europäischen Union (Isotalo 2010, Glick Schiller 2010a).

³⁸ Während Migration für die Empfängerländer (zumeist OECD Länder, aber auch bspw. Brasilien oder Singapur) einen höchst positiven Effekt hat (Delgado Wise/Covarrubias 2010), sind die Vorteile für Senderländer der Migration jedoch nicht eindeutig.

werden thematisiert. Faist (2010:64) spricht von einem „economistic bias“. Er betont, es sei unzureichend, „ausschließlich makro strukturelle Ursachen transnationaler Süd-Nord-Migration, wie beispielsweise sozioökonomische Ungleichgewichte zwischen Süd und Nord (...) in den Herkunftsregionen zu untersuchen,“ (Faist 2006:8). Es gehe bei transnationaler Migration nicht lediglich um einen Transfer ökonomischen Kapitals, sondern auch um einen „Transfer von sozialen und symbolischen Bindungen“ (ebd.). Er fordert eine „soziale Transformationsperspektive“ (Faist 2010:86f.), die gesellschaftliche Transformationen langfristig und ganzheitlich untersucht. Auch Piper (2009:94) kritisiert, dass das Forschungsinteresse vom 'Einfluss der Migration auf die Entwicklung' hin zu dem finanziellen 'Beitrag', den MigrantInnen für die Entwicklung des Herkunftslands leisten, geschwenkt ist, und fordert einen „social development approach“. In der vorliegenden Untersuchung folge ich einer „sozialen Transformationsperspektive“ (Faist 2010), die sozialen Wandel in Kuba und den Einfluss der MigrantInnen auf diesen untersucht. Somit situiere ich diese Forschung in die Anzahl der Studien, die empirisch untersuchen, wie Migration von den Familienmitgliedern der MigrantInnen erlebt wird (Bélanger 2012; Goldring 1997; Rahmann 2009) und wie sie zu sozialen Transformationen beiträgt.

2. 5 Eine figurationssoziologische Perspektive

Ein figurationssoziologischer Zugang im Sinne eines „empirischen Paradigmas“ eignet sich besonders zur Untersuchung der transnationalen Familiennetzwerke, da er die scheinbare „individuell autonome Entscheidung“ zur Migration in den Kontext innerfamiliärer und gesellschaftlicher Dynamiken stellt. Eine figurationssoziologische Herangehensweise öffnet zudem den Blick auf die Interdependenzen und sozialen Verflechtungen der MigrantInnen, ihrer Familien und anderer Figurationen. Anstatt den Menschen als Individuum losgelöst von der Gesellschaft zu sehen, konzeptualisiert Norbert Elias ihn als in Figurationen also Beziehungsgeflechte von Menschen eingebunden und betont damit den „*elementaren Gruppencharakter der menschlichen Existenz*“ (1977/2006: 326f.). Figurationen, so Elias, „bringen die Tatsache zum Ausdruck, daß jeder Mensch eine Vielheit von Menschen voraussetzt“ (1977/2006: 326f.). Denn Individuen so Elias können nicht ohne die Gesellschaft existieren:

„Die heute verbreitete Vorstellung, daß ein psychisch gesundes Individuum völlig unabhängig von der Meinung aller seiner Wir-Gruppen werden könne und insofern absolut autonom, ist nicht minder irreführend als die entgegengesetzte Vorstellung, daß seine Autonomie jemals in einem Kollektiv von Robotern aufgehen könne. In diesem Sinn ist hier von der Elastizität der Fäden die Rede, mit denen die eingebaute Selbstregulierung eines Menschen an den regulativen Druck einer Wir-Gruppe gebunden ist,“ (1990: 41).

Der singuläre Blick auf das Individuum verstellt also den Erkenntnisgewinn in der Untersuchung von sozialen Phänomenen (Elias 1983:54f.).³⁹ Gesellschaften sind nicht lediglich summative Anhäufungen von einzelnen Individuen, statt dessen sieht Elias „das Zusammenleben von Menschen in Gesellschaften“ immer „selbst im Chaos, im Zerfall, in der allergrößten sozialen Unordnung“ in einer bestimmten Gestalt gegliedert (1986/2006:101). Diese Verbundenheit der einzelnen Individuen ist das, was der Begriff Figuration bedeutet. Anstatt dass das Individuum der Gesellschaft gegenübersteht, ist es in mehrere Beziehungsgeflechte eingebunden: Von dem Beziehungsgeflecht in der Familie, über die Figuration die die Familie mit anderen in der Nachbarschaft bildet, bis hin zu größeren Figurationen, die Dörfer, Städte oder Staaten miteinander bilden. Figuration sollte keinesfalls als Synonym für das Konzept der Gruppe missverstanden werden. Der Begriff der Figuration drückt stattdessen ein Beziehungsverhältnis aus. In der Figuration der Familie bspw. sind mehrere Familienmitglieder aufgrund ihrer Funktion füreinander aneinander gebunden und voneinander abhängig (Elias 1939/1997: 70). Figurationen implizieren also die gegenseitige Bezugnahme und Interdependenz der Individuen. Dabei kann es sich um kleine Einheiten/Figurationen wie die Familie oder um größere Einheiten wie die „Gesellschaft“ handeln. Jede komplexe und hoch integrierte Figuration hat dabei weniger komplexe und ausdifferenzierte Figurationen zur Grundlage. Somit gelingt es Elias, die bislang in soziologischen Erklärungsmodellen oft getrennten Mikro- und Makroebenen/Perspektiven untrennbar miteinander zu verschränken. Die zentrale Untersuchungsperspektive liegt bei Elias ähnlich wie bei Alfred Schütz dabei in der Untersuchung von Phänomenen im Alltag der Menschen in bspw. einer kleinen Gemeinde (wie bspw. in Etablierte Außenseiter 1990):

„Alle Gesellschaften, soweit man sehen kann, haben die allgemeinen Kennzeichen von strukturierenden Figurationen mit Unterfigurationen auf mehreren Ebenen, von denen Individuen nur eine bilden. Als Gruppen organisiert, bilden Individuen zahlreiche andere Unterfigurationen. Sie bilden Familien; und dann wieder, auf einer höheren Ebene, als Gruppen von Gruppen, Dörfer und Städte, Klassen oder Industriesysteme und viele ähnliche Formationen, die ineinander verschachtelt sind und zusammen eine umfassende Figuration mit einem jeweils spezifischen Machtgleichgewicht bilden können, wie etwa Stämme, Stadtstaaten, Feudalreiche oder Nationalstaaten.“ (Elias 1983:53).

³⁹ Aus diesem Grund untersucht die interpretative fallrekonstruktive Biographieforschung das Individuum und dessen Entscheidungen im gesellschaftlichen Kontext also im Zusammenspiel mit anderen Individuen und Gruppen. Die Annahme, eine Biographieforschung würde sich jeweils nur auf die Analyse EINER individuellen Biographie fokussieren und könne deshalb keine allgemeineren Aussagen über gesellschaftliche Phänomene und Entwicklungen machen, ist unzutreffend. Biographieforschung untersucht die Strukturen und Figurationen, die Individuen bilden und untersucht das Individuum in Verflechtungszusammenhängen mit anderen Individuen und Gruppen.

Aus diesem Grund erfolgt der Blick der vorliegenden Forschung durch teilnehmende Beobachtung und fallrekonstruktive Auswertung der Biographien auf die Perspektive der Alltagshandelnden und ihrer Bindung in unterschiedlichen sich wandelnden Figurationen im Kontext gesellschaftlicher Transformationsprozesse. Als besonders wichtiger konzeptueller Aspekt der Untersuchung der Figurationen im familialen System ist die gegenseitige Interdependenz der einzelnen Akteure, die gerade im innerfamilialen Zusammenhang eine wichtige Rolle spielt. Schließlich ist die soziale Institution der Familie durch Beziehungsgeflechte und Interdependenzen wirtschaftlicher, sozialer und emotionaler Art strukturiert.

Die figurationssoziologische Perspektive öffnet zudem den Blick für Situationalität und Prozesshaftigkeit. Dieser Perspektive folgend wird Migration nicht als statisch aufgefasst sondern als Prozess. Nicht lediglich die Auswirkungen von Migration auf das Herkunftsland sondern auch die Genese des Wunsches der Migration in der Familien- und Lebensgeschichte oder aber in der Gesellschaft und der weitere Migrationsverlauf sollen untersucht werden. Besonders im Kontext der Untersuchung des gesellschaftlichen Transformationsprozesses, der einen Figurationswandel impliziert, ist eine prozessualer Zugang unerlässlich.

Migration und transnationale Familien im sozialen
Wandel Kubas

Eine biographische und ethnographische Studie

Brandhorst, R.M.

2015, XII, 464 S. 22 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-09168-2